

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 41.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer.

Berlin, 1. November 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von schwarzem Noire antique; der einfache Rock ist à deux lés mit Streifen von schwarzem Sammet, und darüber mit Puffen von schwarzem Taffet verziert. Die Taille hat einen Schooß, welcher in einer mit dem Rockbesatz harmonisirenden Weise verziert ist. Eine Perthe in passendem Arrangement bildet den Schmuck des glatten Leibchens, und eine ähnliche Garnitur ist an dem Volant angebracht, welcher den Schluß der Puffenärmel bildet. Der Hut aus schwarzen Spitzen ist mit Büscheln großer Weiden geschmückt und hat venisee Bänder.

Figur 2. Robe von rosa Taffet mit 3 quadrillirten Volants. Zu beiden Seiten des Rockes sind auf den Volants Verzierungen von Posamentierborte, ein V bildend, angebracht, deren jede an den Enden und in der Mitte mit großen Troddeln geschmückt ist. Die Garnitur der glatten Schoos-taille ist übereinstimmend mit der des Rockes arrangirt, indem aus carrirten Streifen, denen der Volants ähnlich, auf der Brust Brandenburgs gebildet sind, d. h. lahartig aufgesetzte Querstreifen, zu deren beiden Seiten sich Troddeln befinden. Die Garnitur des Schoosbes besteht, wie die am Saum der weiten Dalma-tier-Ärmel, aus carrirten Streifen. Die Letzteren (die Ärmel) sind außerdem noch mit Posamentierborte und Troddeln doppelbesetzt, einmal am unteren Rand, das zweite Mal über dem Ellbogen, in der ungefähren Höhe, um einen Ueber-ärmel zu imitiren. Kragen und Unterärmel von gesticktem Tüll. Hut von Tüll mit weißem Band und Blättergewinden garnirt. Abgerundeter Halbschleier. Weißes Bindeband.

Die Chrysaliden

oder:

Das vierblättrige Kleeblatt.

Es möge uns erlaubt sein, dem, unter obigem Titel nachstehend mitgetheilten interessanten Lustspiele einige einleitende

Worte voranzuschicken, welche den Zweck haben, diejenigen unserer Leserinnen, denen die historischen Personen des Stückes unbekannt geblieben sein sollten, mit ihnen bekannt zu machen.

Interesse für berühmte Persönlichkeiten ist ein unser Zeitalter charakterisirender Zug, ja wir gehen in demselben so weit, daß wir uns nicht begnügen, dem Genius auf der Bahn seines Ruhmes, seiner Thaten zu folgen, sondern beobachtend gern bei ihm verweilen auch da, wo derselbe noch unerkannt, eingehüllt in den beengenden Panzer der Chrysalide, mit ungeprüfem zusammengedrücktten Flügel des Augenblickes harret, der den befreiten Schmetterling Genie zur Erkenntniß seiner Kräfte und zur Sonnenregion des Ruhmes führt.

In dieser noch unentwickelten Phase ihres künstlerischen und literarischen Lebens tritt uns das Kleeblatt der Fremde: Hogarth, Garrick, Johnson und Savage entgegen, deren Ruhm später, obgleich in sehr verschiedener Weise, ihr Vaterland erfüllte, ja über dasselbe hinausragte.

Doch wir wollen unsern Leserinnen die Fremde der Reihe nach vorstellen. Zuerst: William Hogarth, dessen Name schwerlich einem Ohr ganz fremd klingen dürfte, denn „Hogarth'sche“ Caricaturen erfreuen sich europäischer Berühmtheit.

Hogarth ward 1697 zu London geboren und erlernte ursprünglich die Goldschmiedkunst. Nach beendeter Lehrzeit benutzte er jedoch sein Talent zum Zeichnen als Erwerbsmittel, auch malte er Porträts, traf sehr gut, und wußte namentlich Familienbilder so gefällig zu gruppiren, daß er in diesem Fach viel

Beschäftigung fand. Niemand ahnte jedoch in dem Porträtmaler untergeordneten Ranges, auf den Künstler von Fach mit geringe Schätzung herabsahen, das wunderbar eigenthümliche Talent, welches in Hogarth erst nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Historienmalers Thornhill hervortrat und sich Geltung verschaffte.



Pariser Moden.

In unnahamlich ergreifender Weise verstand er die Laster und Thorheiten seiner Zeit in Bildern zu geißeln, und schuf eine Reihe von drastisch komischen und schauerlichen Lebensbildern, welche seinem Namen unsterblichen Ruhm sichern, obgleich seine Zeichnung nicht untadelhaft, seine Behandlung der Farben manierirt und seine Technik überhaupt mangelhaft genannt werden mußte. Hogarth war auch Kupferstecher, doch die Ausfuhrung seiner Radirungen und Kupferstiche zeigt dieselbe Frömmigkeit, wie die meisten seiner Gemälde, an denen nur der Gedanke, die Erfindung, groß und bewundernswerth sind. Er starb zu Leicesterfelds 1764 und liegt zu Chiswick begraben. Sein Grab ward mit einem schönen Denkmal geschmückt, welches Garrick, der Freund Hogarth's, mit einer Inschrift versah. Seine Frau überlebte ihn viele Jahre.

David Garrick, einer der berühmtesten und größten Schauspieler, war der Sohn eines englischen Werbeofficiers und wurde am 20. Februar 1716 zu Hereford in England in einer Schenke geboren. Die Familie des Künstlers, ursprünglich la Garique, stammte aus der Normandie und hatte sich nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes, durch welchen die Stellung der Reformirten in Frankreich so sehr erschwert wurde, nach England geflüchtet.

Schon der kleine David Garrick offenbarte bei theatraischen Auführungen im Familienkreise großes mimisches Talent, bestimmte sich jedoch für den Handelsstand, für den er sich bei seinem Onkel, einem reichen Weinhändler in Bissabon, vorbereitete. Dort blieb er indeß nur ein Jahr und kehrte nach Ablauf dieser Zeit nach England zurück. Hier in Litchfield hielt sein Freund Samuel Johnson über die griechischen und lateinischen Classiker Vorlesungen, welche er besuchte. Später ging er mit Johnson nach London, bildete sich weiter in den Wissenschaften aus, ohne sie jedoch für seinen Beruf zu nützen, denn er trat abermals als Commis ein, diesmal in das Weingeschäft seines Bruders.

Einige Zeit nachher legte die Künstleratur in ihm über eigene und fremde Bedenklichkeiten und er begann seine theatraische Laufbahn als Mitglied einer reisenden Truppe unter dem Namen Lybbaal. Erst 1741 trat er in London auf dem kleinen Goodman's-Field-Theater als Richard III. mit unerhörtem Erfolg auf. Die Natürlichkeit seines Vortrags wick so vollkommen ab von dem bisher gebräuchlichen hohlen Pathos der Helden- und Charakter-Darsteller, daß Garrick's Name mit Recht als ein in der Bühnengeschichte Englands Epoche machender gebrüt wird. Vom günstigsten Einfluß auf das englische Theater überhaupt war seine Uebernahme des Drury-Lane-Theaters in London (1747). Sein hoher Sinn für Anstand vermochte ihn, die Werke der älteren englischen dramatischen Dichter von unsaubern Späßen und sonstigen Unanständigheiten zu reinigen, und dadurch die gesunkene Bühne seines Vaterlandes zu einem Institut zu erheben, welchem fortan auch der geläuterte Geschmack edle Genüsse verdankte.

Garrick's theatraische Wirksamkeit währte nur 35 Jahre. Am 10. August 1776 trat er zum letzten Male auf, und zog sich dann ganz auf sein reizendes Landhaus bei London zurück, wo er am 20. Januar 1779 starb.

Seine Gattin, Eva Marie Weigel, eine Tänzerin aus Wien, welche später bei der Londoner Oper angestellt ward, lebte noch bis zum 16. October 1822 in London.

Vorzüglich bewunderte man an Garrick die vollkommene Herrschaft über seine Mienen, seine ganze Gestalt, welche ihm zur vollendeten Darstellung jeder Leidenschaft diente. Seine kleine, obgleich wohlgebaute Gestalt schien zu wachsen in der Verkörperung eines Helden, und seine lebhaften schwarzen Augen gehörten dem Willen ihres Meisters eben so gut, als die klugvolle, reine Stimme den Weg zu Aller Herzen fand und sich unaussprechlich der Erinnerung einprägte.

Garrick war, was selten bei einem Künstler der Fall, ein kluger Rechenmeister; er verschwendete nie, sondern erwarb ein großes Vermögen, welches nach seinem Tode seiner Wittwe und seinen Verwandten zufiel.

Garrick liegt in der Westminsterabtei zu London begraben.

Samuel Johnson, Garrick's Freund und Lehrer, einer der ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller Englands, ward am 18. September 1709 zu Litchfield in der Grafschaft Stafford geboren, und hatte schon als Knabe entschiedene Neigung für die Wissenschaften. Im Alter von 19 Jahren begleitete er einen reichen Jüngling auf die Universität nach Oxford, doch nach Ablauf von zwei Jahren verließ er, als sein Gönner Oxford verließ, nach Hause zurückkehren, weil ihm alle Substanzmittel fehlten. Er nahm 1731, nachdem sein Vater gestorben, eine Unterlehrerstelle an, übersehte, schrieb, konnte sich jedoch aus seiner Dürftigkeit nicht erheben. 1735 heirathete er eine wohlhabende ältere Frau, um seine Lage etwas zu verbessern. 1737 ging er mit Garrick nach London und schrieb dort unausgeseht theils für Zeitchriften, theils selbstständige Werke, unter denen sein „Dictionary of the english language“ dasjenige ist, welches am meisten Verbreitung und Anerkennung fand.

Trotz dem günstigen Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit hat Johnson eigentlich nie im Wohlstand gelebt, sondern fast unausgeseht in Dürftigkeit, bis er 1762 eine Pension von 300 Pf. St. erhielt, welche ihn vor Mangel schützte, und ihn zu einem Freunde des Hofes umstimmte, während er sonst ein eifriger Tory gewesen.

Unser Lustspiel giebt ein höchst interessantes Bild dieses eigenthümlichen Charakters; wir sehen den ehrlichen, steifen, grundgelehrten, häßlichen Johnson fast lebendig vor uns mit seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner Pedanterie, seinem strengen Autoritätsprincip — und in Bezug auf dieses letzte müssen wir eines reizendes Gedichtes von Ad. Stöber gedenken, ein Jugenderlebnis Samuel Johnson's mittheilend, welches wohl die Wurzel jenes strengen Princip's gewesen sein kann.

Wir lassen hier das ergreifende Gedicht selbst folgen:

Samuel Johnson's Duse.

Zu Wallfall jährlich zur Novemberzeit
Wird Markt gehalten, ob es stürmt und schneit,
Und auf dem Markt, seit vierzig Jahren fast,
Erscheint stets ein seltsam ernster Gast.

Er steht gefenkten Blicks an einem Ort,
Mit bloßem Haupt, in Wind und Wetter dort;
So bleibt er stehen wohl vier Stunden lang,
Dann plötzlich bricht er auf in raschem Gang.

Wer mag der seltsam düstre Mann wohl sein?
Warum doch stellt er jährlich hier sich ein?
Von Litchfield her sein Vater jährlich kam,
Hier aufzuschlagen seinen Bücherkram.

Einmal — es sind wohl vierzig Jahre schon —
Da hat der alte Vater seinen Sohn:
„Geh Du nach Wallfall heut an meiner Statt;
Mir ist gar unwohl, Sämi, bin so matt!“

Und er in seinem Stolz, er sagte: „Nein!
Ich mag nicht gehn und Bücherkram sein!“
Da bat der Vater nochmals ganz gelind:
„Geh, lieber Sohn, sei doch ein gutes Kind!“

Er aber schritt zur Thür und sagte: „Nein,
Ich mag nicht gehn und Bücherkram sein.“
Da ging der Alte selbst — in Winternoth —
Er ging — zwei Tage drauf, da war er todt! —

Der Sohn — er ward ein weltberühmter Mann,
Der manches hochgepries'ne Buch erfannt;
Sein Name ward gelobt in Stadt und Land,
Den Samuel Johnson rühmt ganz Engelland.

Und mitten doch in seines Ruhmes Glanz
Zu seiner Seele ward's nie ruhig ganz.
Vergessen die gebrochne Kindespflicht,
Des Vaters Tod — vergessen kommt' er's nicht!

Und immer treibt's ihn um die Jahresfrist
Zur Heimat, wenn der Markt zu Wallfall ist.
Den Weg von Litchfield macht er dann zu Fuß,
Als wär's ihm auferlegt zu schwerer Buß!

Wo einst sein Vater stand, am selben Ort
Steht barhaupt er in Wind und Wetter dort;
Der Schuld gedenkend — steht er dort allein,
Der große Johnson — tief gebeugt und klein.

Samuel Johnson starb nach längerem Siechthum zu London am 15. December 1784.

Richard Savage, der unglücklichste und eigentlich auch der unbedeutendste der vier Freunde, ein durch widrige Schicksale und Ausschweifungen untergegangenes Dichtertalent, ward 1698 zu London geboren, und von seiner Mutter, der Lady Macclesfield, einer armen Frau zur Pflege übergeben, als deren Sohn er erzogen ward, und sich selbst dafür hielt, so lange, bis er nach dem Tode dieser vermeintlichen Mutter durch Briefe erfuhr, daß Lady Macclesfield seine Mutter sei. Die stolze Dame, welche gleichwohl längst ihren Fehltritt bekamnt, um ihren Gatten zur Scheidung zu vermögen, welche dem Vater des Knaben, Lord Rivers, den Tod desselben vorgepiegelt, als er für ihn zu sorgen beabsichtigte; diese kalte, unnatürliche Mutter stieß den Sohn jezt, da er um Liebe und Anerkennung flehte, mit Verachtung zurück. Freilich war Richard Savage ein wüster Gesell. Er war zu einem Handwerker in die Lehre gegeben worden, doch die Arbeit behagte ihm nicht, da durch die Fürsorge seiner Großmutter mütterlicher Seite ihm guter Unterricht zu Theil geworden, der ihn sein Handwerk gering schätzen ließ. Er ergab sich dem Trunke, ward sogar im Rauch zum Wüthender, doch sein trauriges Schicksal erwarb ihm Freunde und die Begnadigung des Königs, gegen welche nur — seine hartherzige Mutter, obgleich vergebens, Einspruch that.

Von dieser Zeit an flossen dem unglücklichen Sohne reichlich Unterstützungen zu, und einflußreiche Freunde suchten ihn mit seinem harten Schicksal zu verschöneren. Durch erneute Ausschweifungen und übermüthiges Wesen erschöpfte er jedoch bald die Geduld seiner treuesten Anhänger und starb in Bristol als Gefangener am 1. August 1743.

In seinen bedeutenderen Gedichten (namentlich: the wanderer und the bastard) treten dem Leser manche schöne Gedanken im Gewande erhabenen Ausdrucks entgegen und lassen bedauern, daß eine so reich begabte Menschenseele vielleicht nur aus Mangel erwärmender Mutterliebe im Wust der Gemeinheit zu Grunde gieng. Viele unserer Leserinnen werden den letztgenannten unglücklichen Dichter, welcher in dem hier folgenden Lustspiel nur als Nebenperson auftritt, aus Gogthow's Trauerspiel: Richard Savage kennen, welches dessen innere und äußere Persönlichkeit in charakteristischen, wohlthuend idealisirenden Zügen vorführt.

[2582]

Die Redaction.

Die Chrysaliden
oder
das vierblättrige Kleeblatt.

Lustspiel in drei Acten
nach
Francis Wen.

Personen:

- William Hogarth, Maler und Graveur.
- Sir James Thornhill, Baronet, Hofmaler König Georgs II.
- Sir Claudius Witticotte, Baronet, Mitglied des Unterhanjes, Verlobter von Jane Thornhill.
- Samuel Johnson, Schriftsteller.
- David Garrick, Commis in einer Weinhandlung, später Schauspieler.
- John Hoalby, Doctor der Theologie und dramatischer Schriftsteller.
- Richard Savage, Dichter.
- Figg, Borer.
- Lady Judith Thornhill, Gemahlin des Baronet Sir James.
- Jane, ihre Tochter.
- Ein Diener des Parlaments.
- Ein Kutcher bei Witticotte.
- Ein Diener Thornhill's.
- Gäste. — Diener. — Arbeiter etc.

Die Scene ist in Leicesterhouse, im Palast des Prinzen von Wales zu London 1734.

Erster Act.

(Ein großer Saal in Leicesterhouse im Zeitgeschmack Georg II. decorirt. Eine Thür im Hintergrunde; Thüren und Fenster an den Seiten. Die Hinterwand des Saales ist durch zwei große mythologische Bilder verdeckt, deren eines unvollendet. Vor diesem liegen (zur Rechten) stehen zwei Maserleitern von ungleicher Größe. Ueber jedem der großen Bilder ist ein rundes Fenster. Gegen die Wand gelehnt sieht man zwei oder drei umgekehrte Bilder. Das Mobiliar besteht aus einem zur Linken placirten Arbeitstisch, einem Canapee, einem andern Tisch und einigen Lehnstühlen, welche ein wenig rechts vor den Staffeleien stehen.)

Erste Scene.

Sir James Thornhill, auf der höhern Leiter sitzend, die Palette in der Hand, den Degen an der Seite; er ist beschäftigt, Wolken in ein allegorisches Bild zu malen. **Witz Jane Thornhill**, seine Tochter, sitzt am Tisch, mit einer Tapfiterarbeit beschäftigt. **William Hogarth** sitzt auf einem hohen Schemel, doch bedeutend niedriger, als das Gerüst seines Meisters, und reißt den unteren Theil des Bildes ab. **Hogarth**. Wenn die Euer Ernst ist, Meister, so möchte man fast glauben, daß Sir James Thornhill, unser größter Maler, stolzer sei auf sein letztes Votum im Hause der Gemeinen, als auf die Ehre, die Kuppel der St. Paulskirche und die Decke im Saal von Greenwiche gemalt zu haben.

Thornhill. Wohl möglich. Die mich so beurtheilen, werden ohne Zweifel auch ihre willigen Zuhörer finden. Nun, ich hoffe, ein gewisser William Hogarth, der mit seiner Weisheit sich in Alles mischt, wird diesen Leuten sagen, daß sie Narren sind.

Hogarth. Nichts dergleichen. . . . Es ist und bleibt wahr — Ihr liebt die Kunst, und verachtet die Künstler.

Thornhill. Wieder das alte Lied! — Aber dieser Wilson besitzt keinen Heller — ein Landschaftsmaler!

Hogarth. Wilson ist ein Mann, der es versteht, aus einer fingerlangen Eiche einen Baum zu machen, der dreimal so groß ist als in der Natur.

Thornhill. Wie das?

Hogarth. Indem er an den Fuß der Eiche eine sechs-mal zu kleine Menschengestalt placirt. Ihr thätet das Gegen-theil. Doch wenn auch Wilson überzeugt ist, daß Gott die Menschen den Eichen zu Liebe geschaffen, und Ihr der entgegen-gesetzten Meinung huldbigt, ist das ein Grund, ihm die Hand der Witz Thornhill zu verweigern?

Jane (bei Seite). Wilson meine Hand? Höre ich recht — **Hogarth**

Thornhill. Bist Du eigentz deshalb aus Frankreich zurückgekommen, um mich durch Deine Dummheiten zu er-müden?

Hogarth. Nein, Sir James. Ich habe das Meer wieder überschritten aus bloßer Ergebenheit für den Prinzen von Wales, um an der Ausschmückung des Königs-saales in seinem Schlosse zu Leicesterhouse mit zu arbeiten — für drei Schillinge den Quadratsfuß. Der ganze verlassene Olymp verfolgte mit Ge-wissensvorwürfen Euren gehorsamen Diener so lange, bis er, wie Ihr seht, wieder in den Sold des berühmten Thornhill und Apollon's getreten.

Thornhill. Apollo möge Dir's danken! Aber jezt mäßige Dein Geschwätz, besonders vor meiner Tochter.

Hogarth. Wenn Ihr sie so sans façon zu verhei-rathen denkt, so ist Wilson so gut als ein Anderer — ein ehr-licher Bursh

Thornhill. Wirst Du endlich schweigen? Wilson hat mich nicht gefragt und er hat wohl daran gethan.

Hogarth. Man kennt so ziemlich Eure Ansichten über die Maler — doch wenn Witz Thornhill Euren Widerwillen gegen dieselben nicht theilt, so

Jane (gereizt). Es giebt Achtungswerthe darunter, hoffe ich, doch auch Unantbare und Unbeständige. Man spricht viel Gutes von Wilson und wenn mein Vater

Hogarth. Da hört Ihr's, Sir James; diese zwei Herzen sind eins.

Thornhill (zu Jane). Der ganze Vorschlag ist Nichts als eine lächerliche Erfindung.

Jane. Witz. Hogarth hat meine liebsten Wünsche aus-gesprochen. Ich würde sehr gern einen Maler heirathen, gleich viel welchen Die Profession ist mir wichtiger als der Mann

Hogarth (bei Seite). Sie geht auf den Antrag ein mit einer Willfährigkeit, die — —

Thornhill. Habt Ihr Euch geschworen, mich zu ver-spotten? Ein Wilson sollte der Gatte meiner Tochter werden, meiner Tochter, der Partien zu Gebote stehen, die — —

Hogarth. Wenn Ihr ein halbes Duzend in Vorrath habt, kommt es ja auf eine mehr oder weniger nicht an

Thornhill. Die größten Herren streiten sich um die Ehre dieser Verbindung.

Hogarth. Und Ihr habt den bedeutendsten unter ihnen erwählt, Sir Claudius Witticotte, Euren Kollegen.

Thornhill. Niemals wird ein armer Schlucker der Gatte meiner Tochter!

Hogarth. Genug davon. (Bei Seite mit einem tiefen Seuf-zer) Der arme Wilson!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ein Bote des Parlaments.

(Lecterer übergiebt Hogarth einen Brief, der ihn Thornhill zustellt mit komisch wichtiger Geberde.)

Bote. Vom Lord-Schakmeister.

Thornhill (lesend). Die Sache ist pressant — und doch hätte ich noch so gern das Gesicht der Diana vollendet.

Hogarth. Diana hat Zeit zu warten — sie ist ja un-sterblich.

Thornhill (zum Boten). Sagt, daß ich kommen werde. (Der Bote verbeugt sich und geht. Thornhill steigt von seiner Leiter herab und spricht zu seiner Tochter.) Keine Ruhe — vom Morgen bis zum Abend zur Disposition. — Sie haben mich nun schon so weit gebracht, daß ich im Galarock, mit der Per-ücke, den Degen an der Seite, male. Es ist nicht möglich, ein Bild zu beenden! —

Hogarth. Ja, wenn man königlicher Hofmaler ist

Thornhill (wirft einen Blick auf Hogarth's Arbeit). Him-mel, ist das möglich!

Hogarth (selbstzufrieden). Immer, man thut sein Möglichstes.

Thornhill. Aus welchem Schmutz hast Du diese Fisch-weiber, diese Mißferbe aufgesehen?

Hogarth. Das sind Najaden. Ihr befahlt mir ja, sie ohne Schleier zu malen.

Thornhill. Habe ich Dir geheissen, sie unedel zu malen?

Hogarth. Wenn sie schön wären, fände sich ein mittel-diger Faun, der ihnen Kleider gäbe.

Thornhill. Abscheulich! Abscheulich! Was haben sie denn da vor in der Froschlacke?

Hogarth. Sie seifen ihre Wäsche ein. Mußte denn der Mangel der Kleidung nicht gerechtfertigt werden? Seht doch, wie natürlich sie das Leinen auswinden — und hier die kleinen Fische, die am Ufer crepiren. — Die Natur ist auf der That ertappt; die Fische sterben von Seifenwasser.

Thornhill. Kein Geschmack, keine Poesie, keine Begeisterung! Ich verspreche Dir, Hogarth, Du stirbst noch als Hausknecht in einer Branntweinchenke. Ich bin bald wieder hier — Bei meiner Rückkehr wünsche ich diese unwürdigen Eubeleien vernichtet zu finden. Najaden, die ihre Wäsche seifen! O Museu, wendet Euch ab! — Hier — übermale mir den Hintergrund — mit den Gesichtern laß Dich nicht ein.

Hogarth (bei Seite). Es war doch eine hübsche Composition — ich hatte die Unschicklichkeit des Gegenstandes so schön neu gemacht um und nimmt Hogarth bei Seite.)

Thornhill (auf seine Tochter deutend). Setze ihr Nichts in den Kopf über diesen Wilson, das rathe ich Dir.

Hogarth. Darüber seid unbesorgt!

(Thornhill geht.)

Dritte Scene.

Miß Thornhill. Hogarth (nimmt seinen Pinsel wieder zur Hand).

Jane. Ihr sprecht ja nicht mehr von Mr. Wilson?

Hogarth. Euer Vater hat es mir verboten. Was sollte ich auch noch weiter für eine Sache sprechen, die so leicht gewonnen war.

Jane. Wilson ist ein vollendeter Cavalier, er hat eine hohe Gestalt.

Hogarth. Ei ja, seine Hüftigkeit ist 6 Zoll länger als die anderer Menschen.

Jane. Ein seltnes Talent.

Hogarth. Er würde Euch vortrefflich als Daphne*) darstellen — nach der Verwandlung.

Jane. Er ist der Mann Eurer Wahl. Durch diese Verbindung wird das Scepter der Kunst unserm Hause verbleiben.

Hogarth. Aber der König hat Euch Ahnen gegeben, Euer Vater ist eine Persönlichkeit bei Hofe: Claudius Witchcotte wäre besser für Euch.

Jane. Dieser Rath ist im Sinne meines Vaters. Wie glücklich bin ich doch, einen Freund zu besitzen, der so ganz ohne Leidenschaft, so unparteiisch urtheilt.

Hogarth. Und auf seinem Platze zu bleiben weis. Ich, der Sohn eines Arbeiters, selbst eine Art Handwerker, darf Euch nur von fern betrachten. Je nun! Wer allein steht und Nichts fürchtet, ist stark; wer Alles verachtet, ist frei. Ich habe Nichts zu bieten als Kampf und Armuth — später vielleicht auch Ruhm. . . . Das ist zu viel und zu wenig. Jane, nehmt die Euch gebührende Stellung an; Witchcotte repräsentirt vortrefflich und votirt mit einer Majestät —

Jane. Witchcotte! — Gelt . . .

(Hogarth will sprechen, fühlt sein Unvermögen und fängt mit Hast wieder an zu arbeiten.)

Hogarth (sich umsehend). Saget Ihr etwas?

Jane. Nichts, was könnte ich sagen?

Hogarth (springt von seiner Arbeit auf). Ich arbeite nichts Geschontes, Euer Vater hat Recht. — Wozu auch all die Anstrengungen? Für wen? Glücklicher Wilson! Er denkt an Nichts — an Niemand — (Den Pinsel wegwerfend.) Ich bin des Ringens müde und verzichte auf Alles!

Jane. Ihr zeigt mir den Weg, den ich zu gehen habe, den Weg der Pflicht und der Entschagung. Mein Vater hat, wie Ihr ohne Zweifel wißt, Sir Claudius sein Wort gegeben, ihn, trotz des Widerstrebens meiner Mutter, seinen Freunden im Parlament als Schwiegersohn vorgestellt, und mir darauf seinen Willen kundgethan. — Ihr wißt, mein Vater fordert Gehorsam. (Sie unterdrückt einen Seufzer.)

Hogarth. Und Ihr sügt Euch ohne Schmerz. . . . (Er nähert sich ihr und betrachtet sie lange.) Mir bricht das Herz, Jane! Der Frost des Todes durchdringt mich bei Euren Worten! Niemals, niemals ist eine so tiefe, so treue Liebe verrathen worden als die meine! Wißt Ihr das? Noch jetzt, in dieser Stunde, in diesem Augenblick. . .

Jane. Der so wohl gewählt ist, um für den Nebenbuhler zu sprechen. . .

Hogarth (mit Feuer). Machen wir dem grausamen Spiel ein Ende! Verzweifeln, weil ich Euch nicht erringen zu können glaubte, schiffe ich mich ein — und kehre wieder zurück. Ich kann nur leben, wo Ihr ahmet. Am Euren Vater anzuforschen, nannte ich Wilson als Euren Bewerber, der in seinen Augen höher steht als ich. Die Verachtung, mit der Sir James gegen dieses Ansuchen auftritt, läßt mich wissen, welche Antwort ich zu erwarten hätte, im Fall ich für mich spräche. . .

Jane. Ihr seid nicht allein der Betrübe, Hogarth! — Aber warum seht Ihr Euch einer so grausamen Prüfung aus?

Hogarth. Hätte ich „Hogarth“ gesagt, statt „Wilson“, so wäre ich verbannt worden aus diesem Atelier, wo ich, um Euch zu sehen, mich gern der undankbarsten Arbeit unterziehe. Ich bin doch bei Euch, ich darf Euch doch sehen, Eure geliebte Stimme hören. . . . Sir James' Härte — meine verlorne Karriere — das ist Nichts! Aber Euch verlieren, Jane — Euch — . . . Jane, gieb mir das Herz wieder, das allein mich verstand! Jane, wenn Du wüßtest, wie er Dich liebt, der arme, verwaiste William! Wenn Du mich verläßt, so treibe ich noch in dieser Nacht, ich schwöre es, dem Ocean entgegen, eingehüllt in die grauen Wellen der Ahemse. Du lächelst — ich besürchte. . . . D sprich, sprich!

Jane (ihm gerührt die Hand reichend). Man kann ihn doch nicht ertrinken lassen. . . . (ärtlich) Undankbarer, wie konntest Du mich treulos glauben?

Hogarth (ebenfalls). Undankbare, wie konntest Du mich für unbeständig halten?

Jane. Schon wieder ein Streit!

Hogarth. Doch tröset über den andern. Jane, ich bin ganz Euer, ganz Euer Geschöpf! Wir waren beide noch

Kinder, als das Geschick mich an Thornhills Schwelle warf, und Eure Freundschaft hielt mich hier zurück. Von dem Augenblick an, da ich Euch sah, war mein Schicksal entschieden. Ihr gabt mir das Bewußtsein meiner Kräfte; Ihr, die Vertraute meiner Hoffnungen, erriethet in mir den Keim eines Talents und — ohne tiefe Ergebenheit für Euch. Zwei Geheimnisse, nur uns Beiden bewußt. — Ihr habt mir gestattet, ein Glück zu ahnen, wonach ich nicht zu streben wagte. Ehe Du meine Braut warst vor Gott, warst Du meine Schwester.

Jane. Aber nun unterstütze auch meinen Muth. Dieser Claudius, verliert in sich und in mein Vermögen, hat meinen Vater auf seiner Seite, welcher durch Tränen sich nicht erweichen läßt. Er ahnt nicht, welchen Kummer er durch seine Unbeugsamkeit sich bereitet. . . .

Hogarth. Den Ihr ihm ersparen werdet, nicht wahr?

Jane. Lieber würde ich stiehen bis ans Ende der Welt, als Witchcotte's Gattin werden: William, ich glaube an Dein Genie. Du wirst in mir, Deiner Wagh, ein starkes Weib und eine unterwürfige Gefährtin finden, wie die Bibel sagt. Die Verhältnisse, die uns trennen, liegen unter mir, ich bekämpfe sie. Was mich zu Dir zieht, ist etwas Keines und Heiliges. — Auch nicht Mitleid spricht für Dich in meinem Herzen; wärest Du das verwöhnte Kind des Glücks und des Ruhms, ich würde Dich ebenfalls wählen.

Hogarth (mit Annißheit). O, Du bist ein Engel! Wodurch habe ich verdient, so geliebt zu werden? (Er geht wieder an seine Arbeit.)

Vierte Scene.

Die Vorigen. Thornhill.

Thornhill. Wieder ein verlornen Tag! Ich muß ins Parlament (zu seiner Tochter) und Dir Deinen Morgen wiedergeben, den Du mir wibnen wolltest. Ich werde Dich zu Deiner Mutter führen. (zu Hogarth, der die Najaden auszulischen beginnt.) So ist's recht, diese Arbeit ist besser als die erste. . . . (bei Seite) Armer Junge, er macht nicht die geringsten Fortschritte. . . . (laut) Wenn man hier arbeitet, nehme man sich in Acht, daß der königliche Palast nicht zur Schenke werde während meiner Abwesenheit. Versteht Ihr mich, Meister Hogarth?

Hogarth. O, pfui, Sir James. Das ist eine Injurie auf meine Mäßigkeit.

Jane. Auf baldiges Wiedersehen, Herr William.

Hogarth. Keinen Groll mehr, nicht wahr?

Thornhill. Was soll das heißen? — Was hat Miß Thornhill mit dem Taugenichts hier zu schaffen?

Hogarth. Es ist — nun Ihr wißt's ja — wegen Wilson; ich habe, Euch zu gefallen, einige Vorstellungen gewagt.

Thornhill. Wer hat Dir das geheissen? — Wenn mir nun Wilson gefiele? Es steht Dir wahrlich gut, Deinem Kunstgenossen zum Nachtheil zu reden! (zu seiner Tochter.) Zu Deiner Vermählung ist Alles bereit, und Claudius, den ich eben verließ. . . . (er küßt Hogarth) . . . Komm, Tochter, komm! (Beide gehen ab, Hogarth beginnt wieder zu arbeiten.)

Fünfte Scene.

(Das runde Fenster zur Linken in der Hinterwand des Saales öffnet sich und ein Kopf wird daran sichtbar.)

John Hoaldy, Hogarth.

Hoaldy (von oben). Pst, pst, pst! (Hogarth sieht sich nach allen Seiten um und bemerkt Hoaldy am Fenster.) Pst, pst! Ist er fort?

Hogarth (steigt von seinem Gerüst und legt die Palette hin). Ach, da ist ja der ehrwürdige John Hoaldy, eingerahmt wie ein Heiliger in seiner Nische. Welch schöne Attitüde für einen Prediger!

Hoaldy. So seid Ihr doch zurück! Es ist große Freude in Jrael. Das Haus ist umzingelt und man erwartete nur den Austritt der Garnison, um den Platz zu nehmen.

Hogarth. Eine schöne Ueberraschung!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Richard Savage (erscheint am andern Fenster mit einer Flasche in der Hand).

Savage (ein wenig angegriffen). Macht dieser herzbrechenden Scene ein Ende — schon seit einer Stunde sind wir auf der Folter, meine Flasche und ich!

Hogarth. Sieh da, Richard Savage!

Savage (eine Flasche zeigend). Und auch sie, meine wappengeschmückte Freundin! (Er läßt die Flasche an einem Bindfaden herab.) Vorsicht, William, ich vertraue sie Deiner Redlichkeit; sie ist vollkommen leer.

Hogarth. Das sagte mir Deine Nase schon früher als Dein Mund.

Savage (steigt von der Mauer hinab, auf die Vorpränge derselben tretend. Den Fuß auf Thornhills Gerüst setzend, zu Hoaldy, der ebenfalls herabsteigt.) Sagte, Freund, sagte! Schöne Deine Würde! (Er läßt sich zur Erde fallen.) Mit mir ist's etwas Andres! Ich bin nur eine Sache. . .

Hogarth (zu Hoaldy). Kommt David Garrick nicht?

Savage (auf die Thür deutend, die sich öffnet.) Da ist er!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Garrick (durch die Thür links, später Figg, durch die Thür rechts eintretend).

Hogarth (faßt Garricks beide Hände, welcher einen schweren Korb mit Flaschen auf den Boden setzt). Lieber Garrick! Ihr lieben Freunde, so bin ich wieder unter Euch!

Savage. Die Wissenschaft, der Geist, das Talent und die Faulheit sind hier versammelt, die Zukunft und die Reserve Alt-Englands; die Schmetterlinge des morgenden Frühlings der Poesie — noch in der Puppenhülle der Chrysalide. . . . Hier sind sie vereinigt! (zu Garrick.) Du bringst nur zu trinken — die Materie ist nicht vertreten. . . . (Der Boxer Figg tritt ein mit einem Schinken, Brod und einem Korb am Arme.)

Figg (ein starker unterlegter Mann). Ich bringe die Mate rie. Man muß beim Plaudern doch ein Bißchen knabbern bis zum Abendbrod. — Etwas Marzipan — ein Bonbon für den Durst. . . . Da sind kalte Hammelfüßchen, so weich wie Flaum; Pfeffer hab' ich in der Tasche. — He, Mozzje William, wie steht's mit dem Brustkasten, immer noch soror? — Bei mir auch. (Er schlägt sich auf die Brust.) Ja, beim Boxer Figg ist's hier gut bestellt!

Garrick. Ich erwarte noch einen Freund, der mich hier auffuchen sollte und den ich Euch vorstellen will.

(Sie packen das Frühstück aus, und ordnen es auf dem Tisch.)

Figg (zu Hogarth). Wenn Ihr uns wieder verläßt, mache ich alle meine Gegner im Wettkampf todt. Verläßt Euch drauf. . .

Garrick. Hurrah, William Hogarth! Hurrah, hurrah! Alle. Hurra. . . a — ah! (Musik von außen spielt das God save the King.)

Hogarth. Was ist das?

Savage. Das ist hinter den Coulissen. John Hoaldy läßt Dir die Serenade bringen von seinen Freunden beim Theater Drury Lane.

Garrick. Die Römer errichteten Marmorsteine den jungen hoffnungsvollen Männern; wir begrüßen das Morgenroth Deines Genies mit Harmonien. (Hogarth drückt Allen gerührt die Hand, sie singen im Chor: God save the King, fällen die Gläser und stoßen an.)

Hogarth (in Begeisterung). So also wird der Taugenichts, der Dummkopf, der Sceptiker empfangen! In diesem Ton redet Ihr mit mir! Das God save the King in Musik, in wahrhafter Musik! — Ihr wißt die Sinkenden zu erheben. . . die Zukunft ist unser, unser der Ruhm. Wir sind vereint, wir haben Muth, wir werden Großes vollbringen! Hurrah!

Savage (mit komischem Enthusiasmus). Ich schreibe eine Tragödie in — 100 Acten.

Figg. Großes werden wir vollbringen! Hinfort keine Weichlichkeit mehr — beim nächsten Wettkampf schlag ich Alles zu Drei! (Gelächter.)

Achte Scene.

Die Vorigen, Samuel Johnson.

(Samuel ist groß, mager und einäugig. Ein nervöses Finken verzieht häufig sein Gesicht. Er hört schwer; ein schwarzes Plaster liegt auf seinem linken Auge. Seine Beküde ist zu klein, seine schwarzen Kleider sind zu weit, bequemt und zerrissen. Man sieht das Gelenk hindurchblicken. Er ist feif und links, seine Haltung die eines armen Bedanten, oder eines Dorfstrickers. Er spricht lässlich und salbungsvoll, soweit sein freisprechendes Organ es erlaubt. Beim Eintritt in die Thür des Hintergrundes bleibt Samuel auf der Schwelle stehen und betrachtet die Scene mit befürzter Miene. Die jungen Leute sehen ihn überaus an außer Garrick, welcher mit dem Rücken nach der Thür sitzt. Hogarth geht neugierig auf den Unbekannten zu.)

Hogarth (zu seinen Freunden). In meinem Leben sah ich noch keinen so robusten Kranken, und so viel Ehrgeiz im Gesicht eines Schulmeisters.

Johnson (mit einem frömmelnden Lächeln). Optime! Ich bin ein Sterbender seit meiner Geburt; kräftig genug, um Euch wie Rohr zu zerbrechen; ehrgeizig — ein wenig, und — Schulmeister gewesen.

Garrick (sich ruckend erhebt). Mein Lehrer und Freund, liebe Kameraden! Ich habe schon oft Samuel Johnson lobpreisend gegen Euch erwähnt; Samuel Johnson, ein großer Mann der Zukunft. Er ist die schönste Blume unsers poetischen Bouquets.

(Vorstellungen.)

Savage. Eine Kirchhofsbilume.

Hogarth. Ich finde ihn sehr ergötzlich: Stolz des Adlers, Sanftmuth der Raue, und Haisfischgarnheit. . . .

Johnson. Recta sapere: Ich bin Jacobit und Tory; der Mann des Horaz, justum et tenacem; das lebendige Geseß; die Grammatik und Dialektik, die personifizierte Logik und Rhetorik. Ich bin der Märtyrer des Gewissens und der unerschütterliche Vertheidiger des Autoritätsprincips. Dem Körper nach werde ich zernagt von einem Uebel, muthmaßlich Epilepsie; dem Gemüth nach bin ich arm wie Hiob und an Leiden gewöhnt wie er, allezeit nüchtern und wenig disponirt für Verzerrungen der Seele.

Hogarth. Wie sollen wir Eure Aufrichtigkeit vergelten? (ihn von oben bis unten betrachtend.) Zum Dank verpflichte ich mich auf Ehre, nie Euer Porträt zu malen. (Alle lachen, nur Johnson bleibt ernst; nach einer Pause schlägt er eine trockne, kurze Lache auf.)

Johnson (sanft). Man war eben im Begriff zu essen? . . . Ich würde untröstlich sein, Eure Beschäftigung unterbrochen zu haben, wenn die Herren nicht. . . .

(Sie geben ihm zu essen. Er empfängt die Speisen mit ceremoniösen Verbeugungen und verschlingt sie dann mit Gier.)

Hoaldy (zu Figg). Laßt uns eine Partie Whist machen, daß Savage eine Unterhaltung hat.

(Die Drei nehmen eine Ecke des großen Tisches ein und spielen.)

Garrick (Hogarth nach dem Vordergrund führend). Du bist wieder in London; was denkst Du zu thun? (Hogarth bedeutet Garrick, daß Johnson, hinter ihnen stehend, jedes Wort hören könne. Du kannst in Johnson's Gegenwart reden; er kennt den Roman Deines Herzens, Deiner Armuth, Deiner Flucht. Johnson ist Dein alter Vertrauter, den Du — zum erstenmale siehst.)

Hogarth. Nun wohl, so rathet mir Beide. Man hat nicht alle Tage Muth und Geld genug, um der Liebe zu entfliehen.

Johnson (dogmatisch). Nichts vereinfacht eine Frage so sehr, als das lebhafte Gefühl für die Alles beherrschende Hierarchie der Moral. Ihr habt, wie es scheint, mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, der natürlichsten von der Welt: Ihr liebt, Ihr werdet geliebt, die väterliche Autorität trennt zwei innig verbundene Herzen. Jenes unbeugsame moralische Princip läßt Euch augenblicklich erkennen, daß Aufsehnung strafbar wäre, und daß Ihr Euch zurückziehen müßt.

Hogarth (bei Seite). Ein strenger Jacobit, mit Vernunftschlüssen statt Gefühlen im Herzen. . . . (laut und lebhaft) Aber, die Natur lehnt sich auf gegen die Gesetze der Gesellschaft — ich hasse alle Tyrannei, ich gehöre zur Opposition um jeden Preis!

Johnson (zu Garrick). Ihr hattet mich von diesem traurigen Wahnsinn nicht benachrichtigt.

Garrick (zu Hogarth). Mäßige Dich, lieber William.

Hogarth (zu Johnson, mit wachsender Erregung). Ihr könnt mich nicht verstehen! Ich habe mir im Stillen, in der Freiheit, durch scharfe Beobachtung ein eigenthümlich fremdartiges Talent geschaffen, das bisher Niemand in mir ahnen konnte. In dieser meiner Hand habe ich, wenn ich will, eine Seele, ein Gehirn, einen feinsinnigen Geist, der mir gehorcht und redet. Es ist mir eben so leicht über ein und dasselbe Gesicht die verschiedensten Leidenschaften ziehen zu lassen, als es Euch ist zu sagen: Er ist Spieler, und ward ein Heuchler; er war erst von Mitleid ergriffen, dann von Mordlust. Seht Garrick an, kann es eine ehrlichere Physiognomie geben? Wenn es mir einfiele Garrick an einem Pharaonische zu zeichnen, wie er die Karten schleift zum Nachtheil für die Andern, so würde Jeder Garrick erkennen und doch rufen: Er ist ein Betrüger! Ein Sittenprediger seltsamer Art, werde ich ein Buch in Bildern

*) Bekanntlich wurde Daphne von der Göttin Diana in einen Lorbeerbaum verwandelt.

Schreiben, welches die Gruel dieser Roth- und Gold- und Blut-Stadt London jedem lesbar macht, und den Schleier von ihren furchtbaren Geheimnissen zieht.

Johnson. Es würde kein Sterblicher mit so gewaltigem Stolz erstirren, wenn...

Hogarth. Wenn Ihr nicht erstirbt?

Johnson. Ich hätte den Satz anders geschlossen; doch kann derselbe auch ohne Nachtheil so bleiben.

Hogarth. Wohin bin ich gerathen? Sprach ich von meinem wankenden Glauben, von meiner erblichen Willenskraft? Ja, ja, Du hältst meine Freiheit gefangen... Doch ich besetze jedes Hinderniß. Ich wollte fliehen, das Schicksal führt mich zurück: Jene wird mein Weib! — Ist es möglich? noch weiß ich es nicht... Aber ich will es und darum wird es sein!

Johnson (mit Phlegma). Hoffet nicht durch strafbare Handlungen über die geheiligte Autorität eines Vaters zu triumphiren! Wenn Ihr die Absicht habt, die junge Miß zu verlocken, so nöthigt mich meine Freundschaft für Euch und meine Pflicht, Euch zu sagen, daß ich morgen Sir James Thornhill aufsuchen und ihn warnen werde, vor Eurer Vorhaben auf der Hut zu sein.

Hogarth. Drohungen und eine Herausforderung? Der Erfolg ist dennoch mein! Freilich, Ihr seid ein gewaltiger Mann, denn Ihr ergreift mich, wenn ich zitternd am Gestade stehe, und schleudert mich mit einem Wurf an's jenseit'ge Ufer!

Garrick (lachend). Nicht wahr, Samuel, Ihr versteht Euch nicht auf Leidenschaft?

Johnson. Gott in seiner Barmherzigkeit hat nicht gewollt, daß ich diesen Zweig des Wissens mir aneignen sollte. (Mehr für sich.) Aber doch will ich Sir James Thornhill sehen und die Sache befürworten. Gelingt mir's nicht, ihn dafür zu gewinnen, so wird er doch von der Gefahr benachrichtigt. (Er entfernt sich aus der Nähe der Weiden.)

Hogarth (zu Garrick). Er wird mich verderben, wenn ich die Entwicklung nicht beschleunige.

Garrick. Höre! Wir haben Dir eine große Neuigkeit mitzutheilen. — Diesen Saal hier — werden wir mit Genehmigung des Prinzen von Wales in ein Theater verwandeln.

Hogarth. Sicher eine Idee Hoalby's. Besteht er immer noch darauf die Bretter zu betreten?

Garrick. Er besteht darauf in Drury-Lane zu debüüren.

Hoalby (der die letzten Worte gehört, ohne vom Spiel aufzufahren). Warum nicht? Vom Autor zum Acteur ist nur ein kleiner Schritt und wenn man sich von unbezwinglichem Beruf durchdrungen fühlt,...

Johnson (auf Hoalby zugehend). Wie? Ihr, ein Gelehrter der heiligen Kirche, wollt die Marktschreierbühne betreten? Ist es möglich? Ihr, der Sohn eines Fürst-Bischofs, Ihr, der Ihr, mit der Günst des Prinzen von Wales beehrt, Ansehen habt, sein Caplan zu werden!

Garrick. Ihr habt Recht; was ist auch in unserm profanen Lande das Leben des Schauspielers? Eine undankbare Mühe und das Hospital in Aussicht. Ich habe harte Prüfungen bestanden: War ich nicht abwechselnd Schüler der Theologie zu Witcheffe, Weinhändler in Bissabon, Lehrer ohne Schüler zu Driford, Advocat ohne Klienten zu Lincoln's Inn, Diener eines Geometers zu Rochester? Jetzt verkaufe ich getauften Wein zu Cheapside, studire in meinen Mußestunden zum Vergnügen und ziehe mein Comptoir den Lorbeeren des göttlichen Shakespears vor.

Savage. Ein sehr solides Amt, welches Dir erlaubt den Dursf des größten Genies Deiner Zeit zu löschen... Gut, Garrick!



Samuel Johnson.

Garrick. Unsern Freund John durch eine undankbare Rolle abzuschrecken, und ihn niederzuschmettern durch die demüthigende Ueberlegenheit eines Weinhändlers. Wie oft habe ich die Ufer des Meeres erschreckt durch die verzweifeln Klagen des verlassenen Lear? Wie der Wind die Wogen brausend bewegt, so läßt Garrick die Strophen Shakespears in den Lüften wiederhallen. (Er sprach diese Worte mit komisch pathetischem Enthusiasmus und endigt mit einem lauten Lachen.)

Johnson (welcher sich während der letzten Worte genähert). Das moralisch gute Ende eines Unternehmens rechtfertigt zuweilen auch scheinbar unüberlegte Mittel. (Bei Seite) Ich muß dennoch Thornhill aufmerksam machen. (Rehrt mit Garrick zu den Uebri gen zurück.)

Hogarth (bei Seite). Garrick will Hoalby heilen — aber wenn das Uebel nun ansteckend ist? Gleichviel, Jane wird kommen, ich werde sie sehen! Rühmliche Gelegenheit, laß dich ergreifen, und gib mir, gib ihr Muth! (Er gerstet sich zu den Andern.)

Garrick (zu John). Hast Du das Stück nochmals durchgesehen?

Hoalby. Ich habe es sorgfältig von den letzten Spuren der Vernunft gefäubert, die es frohig machten.

Johnson. Abscheulich! Eine gewisse regelnde Ordnung ist unerlässlich bei jeder Composition.

Hogarth (lebhaft). Ausgenommen in der Malerei. Da ist die Natur Alles! Das Herkommen Nichts!

Garrick (declamatorisch). Ihr seid Barbaren!

Johnson. Die Tradition über Alles!

Hogarth (heftig). Das ist die Ansicht der Sklaven!

Johnson. Man muß sich nur verständigen: Bei den Griechen und Römern (Von diesem Augenblick an reden Alle untereinander, ohne zu hören. Bei den heftigen Gesticulationen fliegen Gläser vom Tisch; allgemeine Aufregung, allgemeine Unordnung. — Die folgenden Phrasen, zugleich gesprochen, dauern nicht länger als die Zeit, welche Johnson zur Beendigung seiner Rede braucht) entsprang die Kunst aus ihrer Götterlehre. Von Homer ist ein Princip der Einheit auf Phidias gekommen. Homer ist göttlich! Lacht immer! ludibria ventis. Ich halte es mit der Formenthesis des Julius Romanus, mit Jedem, der gesunden Menschenverstand hat. Der Faun der Alten...

Hogarth (zugleich mit Johnson redend). Was gehen mich Phidias und die Einheit an! Ihr nehmt Euer Ideal von Cartons! Ich erkenne nur die Wirklichkeit an! Euer Faun ist ein Poffenreißer, Ihr habt Euch dem Schlenbrian verkauft!

Garrick (zugleich mit Johnson und Hogarth). Der Styl adelt die Einfachheit! Bravo, Johnson! Sie nehmen die Mittel für den Zweck der Kunst! Die Kunst der Palette geht ihrem Verfall entgegen. Hogarth dikirt wie ein Lastträger! Die Italiener haben Harmonie: Die Farbe ist nur eine Abstraction. Läugnet Ihr die Wichtigkeit des Styls? Schreit Ihr und der...

Hoalby (zugleich mit den Vorigen). Vergleichen ist nicht urtheilen! Die Einfachheit — nun ja, sie mag gelten; aber Shakespeare spottet ihrer! Tu brüllst ja wie ein Löwe... Auch ich bin Realist! Die Italiener haben nur ein Gemälde geschaffen... Himmel, welche Tölpel — da soll man sich verständlich machen!

Savage (zugleich mit den Vorigen, doch so, daß seine letzten Worte allein hörbar werden). Deine Idee? Du hast sie aus Büchern aufgegabelt! Jupiter ist ein Trunkenbold, weiter Nichts. Malt für das Volk, sag' ich Euch. Johnson docirt wie ein Pferd. Ich bin Dichter, was kümmere ich mich um Eure Logik! Hört: Durch den Zusammenstoß der Meinungen sprüht der Funke des Lichts!

(Im Augenblick des heftigsten Streits, da Figg „Bravo, Surrah“ schreit und lärmend auf den Tisch schlägt, tritt Thornhill mit seinem Collegen Witcheotte ein, ohne bemerkt zu werden. Er tritt vor mit der Meinte der Entrüstung. Mögliche Stille.)

Hogarth (geht gefenkten Hauptes seinem Meister entgegen.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, Thornhill, Witcheotte.

Thornhill. Welch ein Arm! Wie ist das zu erklären?

Hogarth. Wir unterhielten uns über Kunst.

Thornhill. So! — Ei — und dort die Gläser und Flaschen... Was wollen diese Taugenichtse hier?

(Johnson sucht sich hinter die Andern zu verstecken.)

Johnson (bei Seite). Sollte ich ohne mein Wissen einen Uebergriff auf dem Terrain der gesellschaftlichen Autorität begangen haben? Protestiren wir gegen eine solche Absicht durch eine bescheidenen Rückzug.

Garrick. Sir James möge eine Indiscretion verzeihen, wozu sein Genius allein die Veranlassung gegeben; Wir kamen her, um die herrlichen Gemälde in Leicesterhouse zu bewundern, ehe die Menge sie umdrängt.

Thornhill (befänftigt). Es scheint mir, man könne sie — bewundern, ohne zu trinten, ohne zu singen, ohne ein ganzes Stadtviertel zu alarmiren. Die Kunde dieses tollen Streichs ist zu mir bis nach Westminster-Hall gedrungen.

Witcheotte. Diese 6 Hitzbüsse haben es zu verantworten, daß zwei Stimmen im Ministerium fehlen im Augenblick der Abstimmung. — Hätte ich nicht Sir James begleitet, um ihn zu beruhigen...

Thornhill. Ihr seid zu gütig, mein geehrter Freund. Hinaus, Ihr Herren, mein Atelier ist keine Schenke; (zu Hogarth) und Du, nichtsnutziger Schlingel, läßt Du Dir noch einmal einfallen, Deinen Fuß auf diese Schwelle zu setzen, so...

Zehnte Scene.

Die Vorigen, Jane und Lady Thornhill.

Jane (bei Seite). Ich komme zu rechter Zeit! (laut) Guter Vater, verzeih' ihm, thue es mir zu Liebe; Mr. Hogarth hatte nicht die Absicht, Dich zu kränken; er erwartete keinen Besuch; daß er ohne sein Wissen kam... (Garrick spricht leise mit ihr.)

Lady Thornhill. Hogarth ist ein fleißiger junger Mann, wenn auch ein wenig unbesonnen. Seine Nebligkeit ist Dir bekannt. (Bei Seite, Hogarth und ihre Tochter betrachtend.) Die armen Kinder! Habe ich nicht einst um Thornhill auch Alles verlassen?

Hoalby. Wir kamen Sir James aufzusuchen. Der Prinz von Wales, jetzt abwesend, hat seinem Intendanten die Vollmacht zu geben geruht, uns diesen Saal zur Aufführung einer Comddie einzuräumen, wozu wir um die Ehre Eurer Gegenwart bitten.

Thornhill. Man kann die Frechheit nicht weiter treiben.

Garrick (leise zu Witcheotte). Miß Thornhill wird in einer naiven Rolle debüüren. Auch Euch ist eine Rolle bestimmt... Mit Euren persönlichen Vorzügen, Eurem Geiste, ist nicht zu zweifeln, daß Ihr die Zuschauer hinreißt... Wie verkautet, wird eine hohe Person der Vorstellung incognito beiwohnen.

Witcheotte (geschmeichelt). Wirklich! Ei!... (Er zuckt Thornhill am Aermel und sucht ihn zu überreden.)

Savage (zu Garrick sehr laut, auf Hogarth's Bild deutend). Wie häßlich sind diese Majaden!

Thornhill. Der Trunkenbold hat noch lichte Augenblide!

Garrick. Aber dieser Apollo ist göttlich! (auf ein Bild Thornhill's deutend) Der Schmelz eines Rubens...

Hoalby. Vereint mit dem Adel eines Guido Reni!

(Allgemeine Lobpreisungen: — Surrah!)

Hogarth (bei Seite mit Todesangst). Mag ihnen Alles vergen sein, wenn Thornhill nur nachgiebt...

Jane (schmeichelt). Bäterchen, Du wirst doch nicht weniger gütig gegen uns sein wollen, als Prinz Friedrich; laß Dich doch bewegen; ich bitte auch für mich, denn ich gehöre mit ins Complot von jetzt an.

Thornhill. O die Jugend, die Jugend! Was kann man thun als nachgeben. (zu Garrick) Dürfte ich Ganymed



David Garrick.

Hogarth (bei Seite). Ein verirrtes Genie, dieser Richard, welcher dennoch sich zurecht finden wird, so hoffe ich.

Garrick (zu Hogarth). Ich habe es eigentlich dem guten John in den Kopf gesetzt, sein Talent an einer Parodie des Julius Cäsar zu versuchen — eine schwerfällige Copie in englische Manier. Dabei fällt mir ein: Du hast kein Gedächtniß, Du mußt das Gespenst vorstellen, und bekommst eine schöne Laterne in die Hand, denn es ist ein vorsichtiges Gespenst, das sich nicht der Gefahr aussetzt, im Finstern den Hals zu brechen.

Hogarth. Wird Thornhill eingeladen?

Garrick. Man hofft ihn zum Zuschauen zu bewegen; wir wollen sogar seiner Tochter eine Rolle anbieten.

Hogarth (bei Seite). Glückliche Idee! Dabei kann ich sehen, sie allein sprechen, vielleicht sogar, von der Verwirrung des Festes begünstigt... (laut) Zu größerer Sicherheit schreibe ich mir meine Rolle auf die Laterne. Aber welche Absicht hast Du dabei?



Richard Savage.

wohl ersuchen, diese Erfrischungen hier wegzubringen? Nun, Kinder, kommt in unser Zimmer. (zu Witcheotte) Ich gab mir nach, Euch zu Gefallen, lieber Schwiegerohn.

(Er nimmt den Arm der Lady Thornhill.)

Hogarth. Schwiegerohn! — Ich bin verloren!

Jane (ihm verstoßen die Hand reichend). Nicht verloren, wenn Du mich liebst und meine Mutter zu gewinnen suchst.

Lady Thornhill (welche die Reden gehört, bei Seite). Der Widerwille, den der Eine mit einflößt, macht mich zur Bundesgenossin des Andern.

Hogarth. Mein Muth ist in dieser kleinen Hand! (Sie folgt ihrer Mutter. Er sieht ihr nach, und wirft Lady Thornhill einen bittenden Blick zu. Während die Familie Thornhill hinaus geht, fällt der Vorhang.)

(Ende des ersten Actes.)

(Schluß folgt.)

Die Vermählung des Großfürsten Michael von Rußland und der Prinzessin Cäcilie von Baden.

Am 16. August fand in Petersburg die feierliche Vermählung des Großfürsten Michael (Bruder des regierenden Kaisers, geb. 25. Oktober 1832) mit der Prinzessin Cäcilie Auguste von Baden (der Schwester des regierenden Großherzogs von Baden, geb. 20. Sept. 1839) statt, nachdem letztere Tags zuvor in die russische Kirche aufgenommen und in Olga Feodorowna umgetauft worden war.

Die höchsten Würdenträger des Staats und der Kirche, sowie das diplomatische Korps waren in der Kapelle versammelt, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Die Mitglieder der heiligen Synode und der hohe Clerus empfingen das Brautpaar nebst Gefolge am Eingange der Kapelle mit dem Kreuze und mit Weihwasser. Hierauf führte der Kaiser den Großfürsten Michael und die Prinzessin Olga auf die Estrade, welche mitten in der Kapelle errichtet war, vor das Pult, auf dem das Evangelium und ein Kreuz lagen und nahm dann seinen Platz auf der einen Seite der Kirche neben der Kaiserin-Mutter ein, während auf der andern die Großfürsten mit ihren Gemahlinnen und die fremden Fürsten standen. In den griechisch-russischen Kirchen nämlich muß Jedermann stehen, da der Altar keine Sitze in der Kirche gestattet.

Nun begann die Feier nach den üblichen Gebeten und Gesängen brachte der Beichtvater des Kaisers den für den Großfürsten bestimmten Ring, der Großalmosenier jenen für die Prinzessin Olga bestimmten, welche beide dem Metropolit von St. Petersburg und Nowgorod übergeben wurden. Während des üblichen Gebetes steckte derselbe die Ringe dem Brautpaar an die Finger. In demselben Augenblicke trat die Kaiserin auf die Estrade vor und vollzog unter dem Donner der Kanonen das Wechseln der Ringe.

Die feierliche Verbindung, welche die beiden Gatten an einander knüpfte, war vollzogen und das neuvermählte Paar stieg nun von der Estrade herab, um dem Kaiser und der Kaiserin-Mutter zu danken. Der Sohn war sich voll Innigkeit in die Arme seiner Mutter und seines Bruders, während die junge Prinzessin mit Bescheidenheit die ersten Umarmungen ihrer neuen Familie annahm. Nach dem auch die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie ihre Segenswünsche dargebracht, schloß ein Te Deum die Ceremonie, der Beginn oder, so zu sagen, das Signal zu einer Reihe von Festlichkeiten, welche die nachfolgenden Tage Petersburg in Bewegung setzten.



Großfürst Michael von Rußland und seine Gemalin Olga Feodorowna, Prinzessin Cäcilie von Baden.

sie behaupten, irdische Freude lenke das Herz vom Himmel ab. — Der fröhliche Mensch ist fast immer ein guter Mensch. Die Fröhlichkeit ist die herrlichste Gabe Gottes, und steht im reinsten Einklang mit ächter Frömmigkeit, ja, ich möchte sogar glauben, ein fröhliches Herz steigt am leichtesten zum Throne des ewigen Vaters hinauf. [2580]

Dankbarkeit.

Man hat sich gewöhnt, Dankbarkeit nur als eine Eigenschaft des Herzens, als Beweis eines guten Herzens zu betrachten, und doch spricht bei genauer Beobachtung so Vieles für die Oberflächlichkeit, ja Grundlosigkeit dieser Behauptung. Dankbarkeit ist vielmehr eine Empfindung, welche im höchsten Maße und im eigentlichen Verständniß (als wirklich

bewußte Empfindung) nur durch den Verstand der Seele mitgetheilt wird, und mehr als jede andere Tugend aus Nachdenken und aus Erfahrung hervorgeht.

Kein Mensch wird „dankbar“ geboren — streng genommen, giebt es kein „dankbares Kind“, so lange es eben noch Kind ist. Es kann dem Kinde gelehrt werden, sich zu bedanken für das Gute, das ihm von Gott und Menschen zu Theil wird, und muß ihm sogar gelehrt werden, wenn der Boden des jungen Menschenherzens für wahre Dankbarkeit gelodert und empfänglich werden soll, aber die Empfindung der Dankbarkeit kennt das Kind nicht, weil dazu der vergleichende Verstand, das durch Erfahrung oder Nachdenken gebildete Herz gehört, was Kinder noch nicht haben können. Kinder haben Zuneigung für die, die ihnen wohlthun, und Freude an dem, was ihnen gegeben wird, keine Dankbarkeit, denn diese beruht auf Erkenntniß der Wohlthat, auf Werthschätzung des Gegebenen oder des Willens zu geben, welche von Kindern so wenig verlangt werden darf, als von dem nur instinctiv empfindenden Thier.

Das Kind, welches jeden Tag von der Stunde seiner Geburt an die Wohlthaten der Eltern empfängt, kann dafür nicht dankbar sein, so wenig wie für die Luft, die es athmet, und lernt es nicht eher, bis sein Verstand ihm sagt, daß Alles was ihm Gutes zu Theil ward, nicht jedem Wesen zu Theil ward, daß sein harmloses Glück keine Nothwendigkeit, sondern eine Vergünstigung sei.

Und auch diese Einsicht des jugendlichen Menschen ist oft nur dem Saamentorn vergleichbar, welches auf die Oberfläche des Bodens geworfen, nicht wurzeln kann, weil Uebermuth, Leichtsin und jugendliche Selbstüberschätzung mit ihren wuchernden Trieben den edleren Keim unterdrücken. Erst wenn die Stürme des Lebens die Ranken jener üppi gen Schmarokerpflanzen im Gemüth des Menschen geknickt, erhebt sich, von der Sonne der Vernunft erleuchtet, von heilsamen Erfahrungen genährt, die holde, demüthige Blume der Dankbarkeit, welche, so selten es auch klingen mag, in der Seele jedes glücklichen gereiften Menschen blühen muß.

Seltam deshalb, weil Dankbarkeit — das Gefühl der Abhängigkeit von Anderer Güte oder gar Mitleid voraussetzt, und der Mensch als der Glückliche zu preisen ist, oder doch gerühmt wird, welcher in vollständigster Unabhängigkeit lebt.

Vollständige Unabhängigkeit ist übrigens ein Begriff, der sich nur auf wenige menschliche Verhältnisse, und auch da nur bedingungsweise anwenden läßt.

Gegen Sklaverei empfindet sich der innere Mensch, Abhängigkeit liebt er und sucht sie, wenn das Schicksal sie ihm nicht gab; die Abhängigkeit nämlich, durch die sich der Mensch als Glied der großen Kette der Menschheit fühlt.

Das Gefühl der Abhängigkeit ist in vielen Beziehungen ein beglückendes, z. B. die Abhängigkeit von Familienbanden, von häuslichen und von bürgerlichen Pflichten; am beglückendsten das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, und dieses ist es vorzüglich, was uns Dankbarkeit lehrt, oder mit andern Worten,

jene höhere Freude, die der gereifte Mensch über Alles ihm zu Theil werdende Gute, über Alles ihm erspart gebliebene Übf empfindet, ja sogar — über das Unglück, wenn er, wie der rechte Mensch soll und kann, dasselbe zum Heile in sich verarbeitet.

Je reifer der Mensch, um so dankbarer ist er, er sei nun, was man so nennt, der unabhängige Herr seines Willens, oder im bürgerlichen, gesellschaftlichen, oder Familien-Leben fremdem Willen unterthan. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Schüler ihren Lehrern, Kinder ihren Eltern das tiefste Gefühl der Dankbarkeit widmen, nicht, so lange sie unter den Augen derselben leben und täglich deren Wohlthaten und Liebesbeweise empfangen, sondern in spätem Jahren, wenn körperliche Trennung und verschiedener Lebensberuf sie scheinbar ihnen entfremdet, wenn eigne Pflichten, eigne Familienfreuden und Sorgen scheinbar die Erinnerung an das genossene Gute verdrängen.

Wie gesagt, nur scheinbar. Wir können die Liebe, die Pflichttreue, die Aufopferung Anderer nicht eher erkennen und

Religion und Vergnügen.

Spiel, Tanz, Schauspiel und andere Belustigungen wird es geben, so lange der Mensch Glieder, Augen und Ohren hat. Die Menschheit hat sich nicht eigentlich ihre Vergnügungen erwählt, sondern sie mußte sie wählen, weil sie deren bedarf. Die Entwicklung der geselligen Freuden in der Welt ist so natürlich fortschreitend, wie die der Künste; eben so gut könnte man Musik und Malerei von der Erde verbannen wollen als öffentliche Vergnügungen. Wollte man auch falsch verstandenem religiösen Gefühl diese Vergnügungen, die man nicht hindern kann, herabsuchen, oder gar ins Gemeine hinabdrücken — es wäre so thöricht als ungerecht. Auch kann es nicht die Aufgabe wahrer Sittlichkeit sein, von Allem, was Vergnügen heißt, sich vornehm abzuwenden, an das, was ihr profan dünkt, sich mit Beredlungsversuchen nicht zu wagen, sondern es kurzweg als etwas Schlechtes, als ein nothwendiges Uebel anzusehen, welches gebuldet werden muß, weil es nicht zu bannen ist. Die Menschennatur ist von der Art, daß sie dem Vergnügen, der Freude zustrebt, und es wäre jedenfalls eine herrliche Aufgabe für religiöse Gemüther, in ihrem Kreise — nicht den Sinn für Vergnügen zu bannen, sondern die Seelen ihrer Angehörigen für eble, schuldlose Vergnügungen empfänglich zu machen, und den geselligen Freuden ihren schädlichen Einfluß zu nehmen.

nach Werth schätzen, als nachdem das Leben von uns, als von erwachsenen Menschen, die für ihr Thun verantwortlich sind, Liebe, Pflichttreue und Selbstaufopferung gefordert.

Indem wir selbst Andern Liebe erweisen, ihnen Wohlthaten spenden, werden wir uns der gemessenen Liebe, der empfangenen Wohlthaten bewußt mit dem Gefühl unigen Verstandnisses, was hier fast gleichbedeutend ist mit Dankbarkeit.

Wie traurig, daß diese milde Sonne der Erkenntniß, welche recht eigentlich den Herbst unsers Lebens erwärmt, so oft erst über den Gräbern dorer aufsteht, welchen wir die Gefühle der Dankbarkeit aussprechen möchten.

Marie Harrer.

Maaslieb.

Ein Märchen von Angelika Spät.

In dem grünen, weiten Plan einer Wiese, die mit tausend bunten Blumen geschmückt und von dem silbernen Bände eines kleinen Baches amuthig durchzogen war, hatte sich auch eine Maaslieb familie niedergelassen, geschützt vor zu rauhen Lüften, zu heißen Sonnenstrahlen und zu starken Regengüssen durch einen nahen Weidenbusch, der wie die Hand der Vorsehung Alles schirmte, was in seinem Bereiche lag. Von Natur bescheidenen und zufriedenen Sinnes, sehnte sich die kleine Familie nicht hinaus in das Gewoge der großen Blumenwelt, wo eine neidisch auf die andere sah, die Butterblume es der wilden Primel an glänzender Kleidung zuvorhat, die Schlüsselblume, wie schwanfend auch, sich gern über den Nächsten erhob, die Winde sich in Jedes Angelegenheiten mischte, und Alles sich anfeindete und befaßte. — Zufrieden in sich und mit der Welt, deren Schwächen sie nicht faßten, lebten die Maaslieben in ihrem grünen Blätterhäuschen und freuten sich ihres Daseins. Blühen jeden Alters sah man in dem glücklichen Kreise: Da war eine, die hatte schon viele, viele Tage gesehen, die wußte zu erzählen von Stürmen, Hageln, von der Lieberschwemmung des Wiesenbaches, der, zu einem Strome angeschwollen, ihre Freundin, das sanfte Bergknechtchen mit fortgerissen hatte. Ja, so gar den Schnee hatte die Blumengreisin gesehen, und wußte sich noch zu erinnern, wie Schneeglöckchen den Frühling eingeläutet. Trotz all diesen Erfahrungen und trotzdem, daß die Zeit ihr Haupt gebleicht und schon manches zarte Blüthenchen geraubt hatte, schaute Mütterchen Maaslieb heiter und klar in die Welt um sich her, wohl wissend, daß ihre Tage in der Hand Dessen ständen, ohne den kein Grasalm verborrt. Die Kinder hatten auch schon den Lebensommer überschritten, und mancher raute Wind war über ihren Häuptern dahingezogen, und hatte er sie auch oft niedergebriht, niemals hatte es ihnen an Kraft gefehlt, sich wieder zu erheben; nun blickten die Eltern in Hoffnung auf ihre Kinder nieder und lebten in ihnen ihre Jugenden wieder durch. Mit besonderem Stolz blickten sie auf ein junges Schwesterpaar; die Ältere mit dem schneeweißen Kleidechen war das vollkommene Bild der Reinheit und Sanftmuth, während die Jüngere mit den rüßlich zugespitzten Blüthen und kaum erschlossenem Kelche recht wie ein kleiner Scaff halb neugierig, halb schüchtern in das bunte Leben ringsum schaute; Scherz und Lachen schienen ihre Gefährten zu sein, aber es gab auch Augenblicke, wo sie das Köpfcchen sinnend senkte, wie in Erinnerungen ihrer kurzen frühlichen Vergangenheit, oder in Ahnungen einer noch schöneren Zukunft.

Ein glänzend blauer Himmel war heute über Bach, Busch und Wiese ausgespannt, nur hie und da schwamm eine weiße Wolke wie ein Eisberg auf tiefer See. Der Morgen war vorüber, und der Sonnengott, der jetzt im Mittag stand, ließ sein Auge auf dem rostigen Maasliebchen ruhen; schon in der Frühe, als noch Alles sich im Thau badete, hatte er es mit einem flüchtigen Grusse durch die Weidenzweige gestreift, und sich einen Augenblick an dem heitern Bilde ergötzt; aber der Busch hatte ihm später seinen Anblick entzogen, und der Sonnengott hatte so viel zu thun: hier Knospen zu erschließen, dort Früchte zu reifen, hier Thautropfen zu trocknen, dort dunkle Felsfalten zu erleuchten, und da einen müden Greis auf der Bank vor seiner Hütte zu erwärmen — daß er über all den Pflichten und Geschäften Maasliebchen ganz vergessen hatte. Als er es nun aber wieder erblickte, und sah, wie aus dem schallhaften Kinde eine so liebe liche Jungfrau geworden, da konnte er sein freudiges Erstaunen nicht bergen, und sandte ihr seine goldensten Strahlen zu; auch die Blume war seines Wiedersehens von Herzen froh, denn ihr war der kurze Morgengruß ein Ereigniß in ihrem stillen Leben geblieben.

Von nun an entstand ein freundlicher Verkehr zwischen dem Gott und dem Blüthenchen; ihn erfreute es, die Kleine in seinem erwärmenden Glanze immer mehr und mehr sich entfalten zu sehen, und sie war selig im Anblick zu ihm: „Wie ist er doch so mild und gut“, dachte sie, „daß er sich zu mir armen Wesen herabläßt; da stehen doch viel schönere, aber er beachtet sie nicht mehr als mich; ja, oft ist es, als ob hinter Wolken hervor sein leuchtender Blick nur mich suchte!“ — „Hehrin,“ schalt sie sich, „was fragt ein Gott nach einem Geschöpfe, das so tief unter ihm steht; — zwar, als ich mich vorhin hier im Thautropfen besah, den die Sterne über Nacht mir als Spiegel am Grasalm aufgehängt haben, schien mir's, als könnte ich ihm ähnlich werden, wenn ich nur erst größer und vollkommener bin; und doch“, setzte sie feufzend hinzu, „wie viel wird mir noch dazu fehlen! — So viel, wie einer armen Blume nur fehlen kann, ehe sie die Sonne ist.“

Während Maaslieb so dachte, hatte der Sonnengott sie still beobachtet und freute sich seines kleinen Ebenbildes; wie gern gab er, da er sah, wie freudig Maaslieb alles von ihm empfing: Licht, Leben und Wärme; er war so zufrieden mit seinem Werke, wie Menschen es nur mit dem ihrigen sein können, und so waren beide glücklich.

Aber das Glück ist flüchtig, wie die Zeit, und vergänglich, wie der Mensch: Die andern Blumen wunderten sich, was der Sonnengott so lange auf einen Punkt zu sehen habe, was da wohl Besonderes hinter dem Weidenbusche sein müsse, machten lange Hälfe, und als sie Maaslieb erblickt hatten, steckten sie die Köpfe zusammen und zischelten. Butterblume, Primel,

Schüsselblume und Winde, die sich vorher immer angefeindet hatten, wurden auf einmal gute Freunde, pflogen Rath und Winde schlich als Angefandte zu unserer Kleinen hin und stüpierte ihr allerlei bitter süße Dinge ins Ohr. Maaslieb erhörte tiefer und tiefer bis an den reinen goldenen Kelch hinein, schüttelte das Köpfcchen, versuchte zu lächeln und abzuleugnen, aber es half ihr nichts; Winde ließ sie nicht zu Worte kommen, be-theuerte, der Sonnengott habe jetzt nur Augen für sie, denn er habe keine einzige von ihren Knospen aufgeschossen, und sie wären doch auch hübsche Kinder — freilich, setzte sie giftig hinzu, gehörten sie auch nicht zu denen, die sich hervorthäten und Andere in den Schatten zu stellen suchten; Maaslieb möchte sich aber nur in Acht nehmen, sie wäre nicht die Erste, mit der es der Sonnengott so gemacht, und würde auch nicht die Letzte sein; vor allen Dingen möchte sie sich als warmendes Beispiel die Sonnenlume dort jenseits des Gartenzaunes ansehen.

Nach dieser schadenfrohen Warnung begab sich die boschaste Winde wieder zu ihren Gefährtinnen und beobachtete mit ihnen aus der Ferne, was nun geschehen würde. Die arme, kleine Blume blieb allein, verlißt und verwirrt zurück; die bösen Reden der Winde hatten einen düstern Schatten auf ihr feines Antlitz, und Aufklärung und Zweifel in ihr frohes, unschuldig Herz geworfen; sie wußte nun, was bis jetzt ihr Glück gewesen war: Die stille, wünschlose Liebe zu dem hohen Freunde; aber nun sie sich ihrer bewußt war, blieb sie, was auch Vermußt dagegen sagen möchte, nicht mehr ganz frei von Wünschen, und doppelt schwer fielen dem armen Blüthenchen die letzten Worte der Winde aufs Herz, zumal da es sich sagen mußte, sie habe nicht ganz Unrecht; denn sprachen nicht die tausend heut erschlossenen Knospen, die alle zum Himmel aufstufeten, und die Maaslieb vorher nie beneidet hatte; dafür? Und die Sonnenblume, ach die Sonnenblume! War sie es nicht, von der der Gott einmal in seltsamen und geheimnißvollen Worten gesprochen? Und war sie ihm nicht am ähnlichsten und stand ihm deshalb auch am nächsten? Wie streng auch Maaslieb gegen sich selbst war, wie viel sie auch zu des Gottes Rechtfertigung sich zu sagen wußte, ihr süßes Glück war vorbei; herabgezogen, beschmutzt durch den giftigen Hauch des Neides; die ganze Welt schien ihr nun verändert, am meisten aber sie selbst.

Der Sonnengott hatte indessen eine kurze Rast hinter einem Wolfenschleier gehalten, um von des Tages Last und Mühen ein wenig auszuruhen; sein erster Blick, als er wieder hervortrat, galt seinem kleinen Maaslieb; aber welche Veränderung! Das Blüthenchen senkte das Köpfcchen und wagte kaum den geliebten Freund anzusehen; und als er mit warmen, milden Blicken es befragte, war's da nicht, als ob eine Thräne nieder auf die Erde glitt? aber trotz all dem blieb es stumm und verschlossen. Wie hätte es auch Maaslieb über's Herz bringen können, sein schmerzliches süßes Geheimniß zu verrathen? Lieber wäre es gestorben, als zu sagen: ich liebe dich! Würde der Gott nicht mitleidig gelächelt und gesagt haben: „Geh Blüthenchen, sei nicht thöricht; glaubst du, daß ich dir mein ganzes Leben, mein Licht und meinen Glanz weihen soll; siehst du nicht, daß da noch tausend Andere stehen, die Alle meines erwachten Strahls harren? ich kann mich nicht bei Einem aufhalten.“ Doch vielleicht hätte Maaslieb das noch eher ertragen, als das Bewußtsein: er verkennt dich, er muß dich verkennen, wenn du nicht sprichst. Und das that er auch; er drang zwar immer und immer wieder mit freundschaftlichen Ermahnungen, mit ernstlichen Bitten in die kleine arme Blume, immer aber hielten Scham, Stolz und Bescheidenheit ihre Lippen geschlossen. Da veränderte der Sonnengott nach und nach sein Wesen; er schaute das Blüthenchen nicht mehr so klar und warm an; hinter dichten Wolken hervor sandte er noch manchmal einen fragenden Blick nach der Kleinen, aber immer sah er dasselbe bleiche Gesicht, dasselbe thränenbereite Auge, denselben stummen Mund; er wurde endlich seiner Langmuth müde: „Es ist ein kleines launenhaftes Ding“, dachte er, „zu dessen Unarten man immer lächeln soll; du willst es nicht mehr beachten; hin ist hin, und todt ist todt. Hier sind ja Blumen jeder Art, die werden klüger sein, nicht vrübe noch spröde thun, und sprechen, wenn du sie fragst. Was würde auch die Welt, Himmel, Mond und Sterne sagen, wolltest du dich in Liebesweh um ein Maaslieb verzehren!“ So schloß der Sonnengott, zu seiner Ehre müssen wir sagen, mit einem Seufzer, und wandte sich Maasliebs vornehmer Verwandten, der hohen Sternblume zu, die zwar früher Maaslieb oft mit Schmädhungen des geliebten Freundes gekränkt hatte, aber doch jetzt recht gern seine Huldigung annahm. Maaslieb sah es, und wollte vergehen vor innerm Weh. „Ach“, dachte sie, „wird sie das Glück zu schätzen wissen?“ Die arme Blume wurde stündlich bleicher und bleicher, und für ein Schönheit forderndes Auge immer weniger angenehm: das fühlte sie auch und wurde deshalb auch immer verschleierter und stiller; ihr einziger Wunsch war, ihr Leid allein tragen zu können; aber auch dieser wurde nicht erhört. Die Blumen haben eben so gut ihre Zwischenträger, wie die Menschen, und die Luft versteht in ihrer Welt dieselben schlimmen und guten Dienste, wie die Fama zuweilen in unserer. Raun hatten die andern Maaslieben die vom Wi. de und Consorten ausgesprengten Gerüchte gehört, als sie das arme Kind mit Fragen besürmten, und da sie keine oder nur ausweichende Antwort erhielten, es mit Schmädhungen und Vorwürfen überhäuften; was hätte die Wahrheit ihnen genutzt? — sie hätten ihm ja doch nicht helfen können. Alles stürmte auf die arme kleine Blume ein; selbst der Mistkäfer in seinem blaueschwarzen Rode, den Maaslieb von jeher nicht hatte leiden können, wagte es, schadenfrohe Winte fallen zu lassen; aber Maaslieb achtete ihrer so wenig, wie seiner früheren übel angebrachten Aufmerksamkeit.

Es war Abend geworden, und der Sonnengott hinter einer dichten Wolfenwand verschwunden; sein letzter Blick hatte nicht ihr, sondern Base Sternblume gegolten. Wie sehnte sich Maaslieb nach der Nacht, damit sie sich von Herzen ausweinen konnte; in Thränen gebadet wachte sie am andern Morgen wieder auf, hoffend, der neue Tag werde ihr wenigstens den Anblick des theuern Freundes bringen. Doch umsonst: die Wolfenwand hatte sich über den ganzen Himmel ausgebreitet und kein Strahl drang durch den dichten Schleier; ein feiner Regen säubte hernieder und der Wind strich kalt und pfeifend über die Wiese. So verging Tag auf Tag, und tiefe Trostlosigkeit bemächtigte sich unserer armen Blume; was half es ihr, wenn der aufgehende Mond die Wolken verschmeuchte und ihr seine Freundschaft anbot, oder die Sterne ihr freundlich zublinzelten und flüsterten: „Wir sind verwandte Seelen;“ sie waren ja die Sonne nicht! Das Leben hatte keinen Werth mehr für sie, seit der Gott daraus verschwunden war; und trat er ja wieder einmal her-

vor, so war es nur, um einen ersten, mitunter mitleidigen Blick auf sie zu werfen. Ahnte er den Zusammenhang? Maaslieb wußte es nicht, so viel nur wußte sie, daß Mitleid das letzte Gefühl war, das sie in dem zu erwecken wünschte, dem sie die besten Gefühle ihres kleinen Herzens zu Füßen gelegt hatte. Da raffte sie gewaltsam all ihren Stolz zusammen und versuchte zu lächeln und heiter zu scheinen und das verzweifelte Spiel gelang dem armen Kinde so gut, daß ihre Angehörigen über die Maßen froh waren ob der vortheilhaften Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und der Sonnengott mehr denn je dachte: „Sie ist eine Kofette, nicht werth eines Wortes, viel weniger eines Seufzers; liebäugelt, wie die Leute sagen, mit Mond und Sternen und leitet jedem Schmetterling ihr Ohr.“ Keiner wachte ja etwas von den schlaflosen, thränenvollen und durchseufzten Nächten. „O“, rief sie da oft im lauten Schmerzensausbruche, „was hatte ich der Winde gethan, daß sie mein Glück zerstören mußte? Hätte ich doch nimmer ihre Reden gehört, dann könnte ich noch froh sein wie sonst. Vielleicht auch wäre ich schneller verblüht, wäre früher gestorben, hätte der hohe Freund mit seinem Strahlenauge mich länger angesehen; aber wäre ein kurzes Leben in Liebe nicht tausendmal schöner gewesen als ein böses Dasein ohne Licht und Wärme?“

So klagte das arme, stolz bescheidene Maaslieb, und so hat schon manch armes, stolz bescheidenes Herz geklagt. [2577]

Erste Jugend.

Ein sonnenheller Frühlingmorgen,
Ein Blüthenhauch so mild und zart,
Ein Leben, frei von Gram und Sorgen,
Genuß und Lust der Gegenwart.

Und Wangen, die so lieblich blühen
Der holden Maienrose gleich;
Und Herzen, die voll Freude glühen,
So lebenswarm — so ahnungsreich.

Und traute fröhliche Genossen,
Von gleicher Lust und Munterkeit.
Der Freundschaft Bund, so leicht geschlossen
Und wenn er brach, so bald erneut.

Ein leicht erregtes Wohlbehagen,
Ein frommes kindliches Vertrau'n. —
Ein freud'ges Hoffen, muth'ges Wagen —
Ein Pfad durch bunte Blumenan'n.

Und — was kein Wort vermag zu deuten,
Was sich in tiefes Dunkel hüllt:
Der künst'gen Liebe Seligkeiten —
Ein unbekanntes Götterbild.

Wem mag solch' Blüthenleben lachen?
Wer träumt so hold und wunderbar,
Und ahnet nicht, daß beim Erwachen
Vielleicht sein Glück ein Traum nur war?

Das ist, wenn in dem frühen Lenze
Ein blühend Kind mit leichtem Schritt,
Und frohem Herzen, auf die Grenze
Des holden Jungfrau'lebens tritt. —

[2576]

Friederike W.—

Blume und Schmetterling.

(Nach Victor Hugo.)

Die arme Blume sprach zum Schmetterling mit Beben:
„Geh' nicht von mir!
Wie ist Dein Loos so schön! — Du kannst ins Weite schweben,
Ich bleibe hier.“

Doch haben wir uns lieb; von Menschen-Dual und Freude
Sind wir getrennt,
Wir gleichen uns sogar; ich weiß, daß man uns Beide
Oft Blumen nennt.

Doch, ach! mich Arme hält, schwingst Du Dich in die Lüfte,
Der Erde Band. — —
Ich hätte gar zu gern zum Himmel meine Lüfte
Dir nachgesandt;

Doch nein — Du gehst zu weit — dorthin, wo auf den Matten
Biel Blumen stehn —
Ich bleib' allein und werb' nur noch den eignen Schatten
Am Boden sehn.

Du fliehst und kehrt zurück — strebst nur zu leuchten immer
Auf neuer Bahn;
Darum triffst Du mich auch bei jedem Morgenschimmer
In Thränen an.

O, daß die Liebe sich in unsern Blüthen tagen
Mit Treue eint,
So fasse Wurzel oder laß mich Schwingen tragen
Wie Du, mein Freund!

[2455]

Marie Harrer.

Eine kostbare Feuerzange.

„Peter,“ sagte der Onkel, indem er die Asche aus der Pfeife klopfte, diese auf den Kaminsims legte, und dann seine Augen auf die Zange richtete, welche so eben zum Schüren des behaglichen Feuers gedient, „Peter, diese Feuerzange kostet mich 1000 Thaler!“

„Großer Gott!“ rief Tante Eva.

„Vater!“ schrien beide Töchter.

„Unmöglich!“ sagte ich.

„Wahr, ganz wahr!“ befeuerte der Onkel. „1000 Thaler sagte ich —? Nein 2000, volle 2000 Thaler.“

„Da bin ich doch begierig, zu wissen, wie das zugeht,“ sprach Tante Eva, ihr Strickzeug für die Nacht zur Ruhe legend. Der Onkel rückte sich im Stuhl zurecht, legte die Hände auf die Knie, streckte die Füße von sich, und begann mit einer Miene, welche erkennen ließ, daß er seine Behauptung wohl zu beweisen wisse, also:

„Zu, seht; vor einigen Jahren hatten wir eine gute alte Feuerzange. Da sagte Lieschen eines Tages: Vater, findest Du nicht, daß die alte Zange recht häßlich aussieht? Häßlich oder nicht, dachte ich, man kann damit das Holz so gut ansäufen, als wäre sie von Gold, und kehrte mich nicht an Lieschens Reden, denn ich wollte sie nicht eitel machen. — Bald nachher, Peter,“ fuhr der Onkel, zu mir gewendet, fort, „nahm die Tante den Gegenstand wieder auf . . .“

„Dacht' ichs doch, Mann —“ erwiderte meine Tante, „Du kamst Nichts erzählen, ohne mich hineinzuziehen.“

„Also Peter, wie gesagt, meine Frau nahm den Gegenstand auf und sagte, unsere Nachbarkinder hätten messingne Feuerzangen, und seien doch nicht vermöglicher als wir — und Lieschen und Hannchen seien doch jetzt auch in dem Alter, wo sie Gesellschaft bei sich sehen müßten, aber mit solcher alten Feuerzange könne man sich ja vor Niemand sehen lassen. Nun, ich wußte schon, daß die Weiber immer ihren Willen haben müssen, widersprach auch weiter nicht, sondern kaufte diese Feuerzange. — Ich zahlte dafür 4½ Thaler!“

„Aha, das klingt schon anders,“ rief meine Tante dazwischen — „Du sagtest ja eben noch 2000 Thaler —“

„Also 4½ Thaler. Am ersten Abend nach dem Ankauf saßen wir gemütlich um den Kamin und sprachen über die Sache. Lieschen machte mich auf die Feuerstelle aufmerksam, die Steine waren gesprungen und uneben; und durchaus nicht werth, mit der neuen Zange berührt zu werden. Zum nächsten Tage ward also ein Maurer bestellt, den Heerd zu untersuchen; er kam während meiner Abwesenheit, und als ich nach Hause zurückkehrte, überzeugten mich Deine Tante da und Deine Cousinen Hannchen und Lieschen vollständig, daß auch ein marmorner Kaminmantel gemacht werden müsse; der Maurer hatte gesagt, ohne den sähe der ganze Kamin nicht anständig aus — sie steckten also die Köpfe zusammen — und —“

„Warte Du Verleumder!“ schmolte die Tante, „was brauchten wir die Köpfe zusammenzuflicken — der Kamin war ein altes abgenutztes Ding, keinen Pfifferling mehr werth —“

„Also, wie gesagt, Peter, sie steckten die Köpfe zusammen und ich sorgte für einen marmornen Kaminmantel, der mich wenigstens 20 Thaler kostete. Nun dachte ich, würden die Ausgaben ein Ende haben, aber da hatte ich mich geirrt. Bald wurden mir Winke gegeben von allen Seiten, daß der Ziegelsturz vor dem Kamin jetzt nicht mehr passend sei. Einen Monat widerstand ich tapfer diesen wiederholten Angriffen meiner Frau und meiner Töchter, endlich aber unterlag ich doch und kaufte Marmorplatten vor den Kamin. Das hölzerne Sims war nun auch aus der Mode gekommen und mußte durch ein marmornes ersetzt werden. Die Kosten beliefen sich etwa auf 100 Thaler. Doch da der Geist der Verschönerung einmal Wurzel gefaßt, war kein Halt mehr. Der Marmorkamin nahm sich auf den weiß getünchten Wänden zu sonderbar aus, die Zimmer mußten also tapezirt werden, die Thürn und Fenster neu angefrischen und vor dem Anstreichen geblüht reparirt. Während das vor sich ging, schienen Deine Tante und Cousinen auch vollkommen zufrieden gestellt, und als es geschah, glaubten sie kaum, wie es möglich gewesen war, das alte räucherige Wohnzimmer so reizend umzugestalten. Es gab aber nur eine kurze Erholung für mich. Der alte Teppich machte so viel Staub, und ich sah wohl ein, daß ich keine Ruhe haben würde, ehe —“

„Nun — ehe?“ fragte die alte Dame mit schelmischem Lächeln und langsamem Kopfnicken.

„Nun — Vater — ehe?“ . . . riefen die Mädchen.

„Ehe ich nicht einen Teppich gekauft. Ich kaufte also einen Teppich. Dieser beschämte aber wiederum die alten Möbeln, und sie mußten fort und neue an ihre Stelle. Nun Peter, mein Junge, rechne einmal zusammen: 120 Thaler für den Kamin im Ganzen, 30 Thaler für Reparaturen — was macht das?“

„150, Onkel.“

„Nun 50 für Tapeten und Anstreichen und Malen.“

„200.“

„Dann 50 für einen Teppich und 100 für Möbeln.“

„Macht 350.“

„Die Uhr noch und die Jalousien — wieder 50.“

„Grade 400 Thaler.“

„Meine Tante und meine Cousinen winkten hier einander zu, als wollten sie sagen: der Vater hat sich doch verrechnet.“

„Das,“ fuhr mein Onkel fort, „wäre für das eine Zimmer, doch kaum war das fertig, so liefen Klagen ein von allen Seiten über den Ghsaal und das Entree — ich fügte mich in das Unabänderliche, gab für die Restauration des Ghsimmers 200, für die des Vorzimmers auch 200.“

„800, Onkel.“

„Nun mußten die oberen Zimmer mit den unteren in Einklang gebracht werden — das kostet 400.“

„Macht 1200.“

„Natürlich mußte nun auch das Haus abgeputzt und angefrischen werden — kostete 200 Thaler.“

„Macht 1400.“

„Dann ein breites Trottoir, ein freier Platz vor der Thür kostet 200“ . . .

Hier fing Tante Eva an zu gähnen, Lieschen rührte im Feuer, und Hannchen blättert in einem Buche.

„Dann kam noch ein neuer Wagen für 200 Thaler. Ein Rasenplatz wurde eingerichtet vor der Thür, mit schönem Gitter

umzäunt, eine Magd mehr gemiethet, Hüte und Kleider doppelt so viel gekauft und hundert kleine Dinge, die einmal zu der neuen Ordnung gehörten.“

„Und alle diese Ausgaben hat einzig diese Feuerzange verschuldet. . . Peter, Du mußt gestehen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, sie kostet 2000 Thaler.“

Die Opposition war nun zum Schweigen gebracht, die Tante stand eilig auf, meinent, daß es Schlafenszeit sei, und ich blieb allein mit dem Onkel, der noch keine Lust hatte, den Gegenstand fallen zu lassen. Er war ein beharrlicher Mann, der, was er wollte, zu Ende führte unter jeder Bedingung, so brachte er denn auch jetzt seine Blicke und Rechnungen und zeigte mir die unwiderleglichen Beweise seiner Behauptungen. Die Mitternachtsstunde schlug bereits, als ich mich von ihm trennte, mit der neu gemachten Erfahrung, daß auch eine mächtig elegante Feuerzange 2000 Thaler kosten könne. [2581]

Büchertisch.

Wir können nicht unterlassen, unsern Leserinnen ein Werk zu empfehlen, dessen erstes Heft vor Kurzem in Stuttgart, in der Buchhandlung der Gebrüder Scheitlin erschienen. Das Werk führt den Gesamt-Titel: „Jbunna,“ und hat die Bestimmung, den deutschen Frauen Dichtungen der mannigfachen Art, vorzugsweise von deutschen Schriftstellerinnen vorzulegen, und zugleich bedeutenden jungen Talenten den Eintritt in die Schranken der Literatur möglich zu machen. Die Jbunna wird Novellen, Gedichte, Märchen, Reisebilder und Schilderungen aus dem Volks- und Familienleben in sorgfältigster Auswahl bringen, wofür die Namen der Herausgeberinnen, der talentvollen Schwestern Elisabeth Grube geb. Diez und Catharina Diez, Bürge sind.

Die monatlich erscheinenden Hefte enthalten 4—5 Bogen und kosten im Subscriptionspreis: das Heft 12 Kreuzer oder 4 Neugroschen. Das bis jetzt erschienene erste Heft der Jbunna enthält außer dem geist- und gemüthvollen Vorwort von Elisabeth Grube „zwei Bilder aus dem Siegerlande: der Köhler und der Hirt“, zwei Genrebilder voll so erhabenen Ernstes, tiefer Lieblichkeit und überwältigender Naturwahrheit und Kraft, daß wir kein anderes Prädicat als: „meisterhaft“ für dieselben finden und nur wünschen, Jbunna, die nordische Göttin der Unsterblichkeit, möge den deutschen Frauen in den Blättern des nach ihr genannten Werkes recht viel solcher köstlichen Perlen spenden, wie jene beiden, welche werth und geeignet sind, mit ihrem reinen Schimmer die Krone deutscher Dichtung zu schmücken.

Der Name der Herausgeberinnen der „Jbunna“ veranlaßt uns, eines im nämlichen Verlage erschienenen Bändchens „Gedichte der Schwestern zu gedenken,“ worin Beide in gekürzter Form dem Leser das Bild eines höchst dergemüthlichen geben, in dessen Anblick namentlich Frauen sich gern verorten werden.

Die erste Hälfte des Buches füllen die Gedichte von Catharina Diez, die zweite die von Elisabeth Grube, geb. Diez, welche Folge auf dem Titel angedeutet ist. Möge das Werkchen Freundinnen finden!

Wir erwähnten schon früher eines Werkes, das recht eigentlich nur für Frauen geschaffen, der Theilnahme derselben nicht genug empfohlen werden kann. Es ist dies die „Carmenta,“ eine Sammlung von 150 verschiedenen Alphabeten im mannigfachen und modernsten Geschmack für Bunt- und Weißstickerei.

Die Herausgeberin und Verfasserin, Frau v. Falckenstein, hat in ihrem eben so reichhaltigen als gebiegeenen Werke keinen Namen vernachlässigt, denn die 650 verschlungenen Buchstaben bieten jede erdenkliche Zusammenstellung. Außer deutschen und römischen Zahlen enthält das Werk Kroenen verschiedener Art, welche die Symbole aller Stände vertreten, und eine genaue Beschreibung der Art der Stickerei macht das elegante Album zu einem Werk, das seinen Gegenstand in der erspähendsten Weise behandelt.

(Verlag von Otto Zanke in Berlin. In 6 Biegs. à 7½ Sgr.)

Nicht minder empfehlenswerth ist das in Freiburg im Breisgau in der Waagner'schen Buchhandlung 1857 erschienene „Album für kirchliche Handarbeiten.“ Eine Sammlung von Zeichnungen, Modellen und Mustern zu Stiche, Häkeln, Filzen, Perlen- und Tapissierarbeiten für die innere Ausschmückung der Kirchen und ihrer Altäre, die Anfertigung der Amtskleider der Priester und andere kirchliche Zwecke. Einzelne Muster für Kirchen-Ornamente werden zwar durch die Damenzeitungen mitgetheilt, doch das genannte Werk ist das erste, welches in eleganter Ausstattung und tadellos sauberer Ausführung eine reiche Auswahl von Mustern liefert, deren alleinige Bestimmung die Ausschmückung der Kirche ist, [2586]



Del-, Theer-Flecke u. dgl. aus feinen Stoffen zu entfernen.

Um Delflecke aus Seide zu entfernen, nimmt man Terpentinspiritus und reibt die Flecken der Länge des Stoffes nach damit ein. Der verfliegende Spiritus nimmt das Del und folglich den Flecken mit fort.

Wenn der Fleck noch frisch ist, so kann man ihn vertilgen, indem man mit der rauhen Seite einer gespalteten Karte oder

Pappe darüber reibt. Bei etwas starrem Wollenstoff ist dieses letztgenannte Verfahren jedenfalls hinführend.

Um Flecke aus weißem Tuch zu entfernen, läßt man mit einem halben Quart Wasser 2 Unzen Maam eine halbe Stunde kochen. Ist die Flüssigkeit erkaltet, so thut man ein Stückchen weiße Seife und noch 1 Unze Maam hinzu. Die Mischung bleibt einige Tage ruhig stehen; nach dieser Zeit, in der die später hinzugekommenen Ingredienzien sich in dem kalten Maamwasser hinlänglich aufgelöst, bedient man sich derselben, die Flecke aus weißem Tuch zu waschen.

Um farbige Tuch von Flecken zu reinigen, bedient man sich folgender Mischung:

Man nimmt ½ Pfund Honig, Salmiak in der Größe einer Nuß, 1 Gelbei, mischt Alles gut durch einander und befreit damit die Flecken. Nach einiger Zeit wäscht man diesen Teig mit frischem Wasser ab und die Flecken werden verschwunden sein.

Bech- und Theerflecke verschwinden, wenn man sie mit Weingeist trinkt.

Um aus weißem Seidenstoff und rothem Sammet Flecke zu entfernen, muß man die besetzten Stellen ebenfalls mit gutem Brantwein oder mit Weingeist befeuchten, dann frisches Gweiß darüber streichen und in der Sonne trocknen lassen. Hierauf werden die betreffenden Stellen sehr sorgfältig mit frischem Wasser gewaschen und stark zwischen den Händen gebrüht.

Sind die Flecke beim ersten Versuch noch nicht verschwunden, so wird eine Wiederholung dieses Verfahrens sie jedenfalls beseitigen.

Man reinigt Sammet und Seide auch mit trocknen Mohnköpfen, deren Körner ausgeschüttet sind. Zu diesem Zweck verbrannt man die Mohnköpfe zu Asche und bereitet daraus eine Lauge. Diese Lauge nimmt nicht nur das Fett aus den Stoffen, sondern erhöht auch die Frische der Farben.

Reparatur beschädigter Mahagoni-Möbel.

Wenn sich, vielleicht beim Transport der Möbel, eine einzelne Stelle der Fournirung abgelöst hat, muß sie natürlich, wenn das Stüchchen Mahagoni noch vorhanden, wieder angeleimt werden, was am besten mit gutem flüssigem Eischerleim geschieht. Hat die Fournirung durch die Hitze sich geworfen, so muß derselben durch Befeuftung mit einem Schwamm zuerst die Krümmung genommen werden, ehe man sie ankleimt. Sollten kleine Stücken der Mahagonifournirung ganz verloren sein, so überstreicht man die leere Stelle so dicht mit Leim, daß das fehlende Holzplättchen dadurch ersetzt wird. Ist eine Ecke abgebrochen, so bringt man einen Tropfen Leim an dieser Stelle an, läßt ihn trocknen, dann noch einen, und so fort, bis die runde oder spitze Ecke wieder ersetzt ist. Das eigene Auge ist der beste Rathgeber bei diesem Verfahren, durch welches, mit einiger Vorsicht und Accurateste, die beschädigten Stellen so wenig auffallend als möglich zu ergänzen sind; denn die Farbe des Leims ist der des Mahagoniholzes sehr ähnlich und sollte dies nicht ganz der Fall sein, so genügt das Hinzuthun von etwas rother Ochsenzunge, den Leim dem Holz noch ähnlicher zu machen. Ueber die Quantität dieses Farbestoffs hat die hellere oder dunklere Färbung des Holzes zu entscheiden.

Aepfelkaffee.

Ein angenehmes und unschädliches Kaffeesurrogat sind die Aepfel. Man zerschneidet dieselben ungeschält in kleine Würfel, köchert diese kaffeebraun und so hart, daß man sie leicht zu Pulver stoßen kann. Dieses Pulver wird in einem verschlossenen irdenen Gefäß an einem trocknen Orte aufbewahrt. Zum Kaffeekochen wird halb Kaffee und halb von diesem Pulver genommen und ganz so wie gewöhnlich beim Kaffeekochen (Aufgießen) verfahren. Besonders nervenschwachen Personen ist dieser Kaffee zu empfehlen.

Aepfelpomade.

Borsdorfer Aepfel werden ungeschält in kleine Stücke geschnitten und entfernt. Große Rosinen werden ebenfalls zerschnitten und entfernt. Von Aepfeln und Rosinen werden je 4 Loth in einem Tigel mit ½ Pfund frischer ungeschlagener Butter und 4 Loth gelbem Wachs unter fleißigem Umrühren so lange gebraten, bis ein Tropfen davon, auf glühende Kohlen geworfen, nicht mehr prasselt. Diese Pomade wird in ein Gefäß mit Rosenwasser gebrüht und zum Gebrauch aufbewahrt.

Anwendung der Aepfel zu Mehlspeisen.

Man nimmt eine gute Sorte Aepfel, die nicht zu süß, auch nicht zu sauer sind, schält und schneidet sie in ganz kleine Würfelchen, setzt in einem Casserol Zucker und ein wenig Wein auf, thut die Aepfel dazu und läßt sie gelblich werden. Nun schneidet man etwas Citronat, süße, abgezogene Mandeln, etwas gestopfenen Zucker und abgeriebene Citrone, rühre dieses mit einigem Eiern und gutem Weizenmehl recht untereinander, bestreue eine Schüssel mit Butter, gieße die Masse hinein, bestreue sie oben mit noch etwas Zucker und Zimmet und lasse sie backen.

Aepfelcompots.

24 Stück Borsdorfer Aepfel werden von dem Kernhause befreit und geschält; Schalen und Grische werden in einen Topf gethan, mit 1 Quart Wasser ½ Stunde gekocht, das Wasser davon durch ein Sieb in ein flaches Casserol gegossen und die Schalen davon entfernt. Zu dem Wasser wird ¼ Quart Wein, ¼ Pfund Zucker und etwas Citronenschale und Zimmet gethan, und die Mischung auf das Feuer gebracht. Wenn sie kocht, legt man je 8 Stück Aepfel hinein, deckt sie zu, läßt sie darin weich kochen (doch so, daß sie ganz bleiben), nimmt die weichen mit einem Vössel behutsam heraus, legt sie in eine Schüssel, legt nach und nach die übrigen rohen Aepfel ein und behandelt sie ebenso. Sind sie alle abgekocht, so gießt man das Zuckerwasser durch ein Sieb in ein anderes kleines Casserol und läßt es rasch einkochen. Hat es einige Zeit gekocht, so drückt man von ½ Citrone den Saft hinein und läßt es bis zu ½ Overtasse voll einkochen. Die Zuckermasse wird nun

heiß auf eine naggemachte flache Schüssel in der Weise gegossen, daß die Masse breit läuft. Unterdessen füllt man die abgekochten Äpfel mit eingemachtem, fekt sie neben- und übereinander auf eine Schüssel, beträufelt sie mit Zitronensaft, bestreut sie mit Citronenzucker, schneidet mit einem Mädchen das unterdessen auf der Schüssel entstandene Gelee in lange schmale Bänder und belegt die Äpfel damit. Will man die Äpfel roth haben, so fügt man etwas Kirchsafft zu, wenn sie gekocht werden.

Neue amerikanische Methode, Äpfel bis zum nächsten Frühjahr wohlgeschmeckend aufzubewahren.

Viele Leute haben die Gewohnheit, die Äpfel, welche sie im October von den Bäumen pflücken, auf den Fußboden einer Oberstube auszubreiten, und man sagt, daß die Äpfel, weil sie dadurch etwas trocknen, viel besser dauern. Dies kann man aber als einen Irrthum bezeichnen. Nachdem man die Äpfel so lange an den Bäumen hat hängen lassen, als es der Frost erlaubt, sollten sie vom Baume weg sofort in geschlossene Gefäße gebracht, und darin so trocken und kühl als möglich gehalten werden. Läßt man sie auf dem Fußboden einer Oberstube wochenlang liegen, so schrumpfen sie ein und verlieren ihr Aroma, ohne eine längere Dauer zu haben. Die beste Methode, Äpfel für das kommende Frühjahr aufzubewahren, dürfte die sein, daß man sie in trocknen Sand legt, sobald sie gepflückt sind. Zu diesem Ende trockne man in der Sonnenhitze Sand, so daß jede Apfelschicht hinreichend damit bedeckt werden kann. Die eigenthümlichen Vortheile dieser Behandlungsweise sind: 1) der Sand schließt die Äpfel von der Luft ab, welches ein wesentliches Erforderniß für ihre Dauer ist; 2) der Sand hält die Ausdünstung der Äpfel auf und letztere behalten ihr Aroma vollständig, und die Feuchtigkeit, welche natürlich die Äpfel ausströmen, wird von dem gedörrten Sande rasch absorbiert, so daß die Äpfel stets trocken bleiben und alle Feuchtigkeit davon abgehalten wird. So aufbewahrte Äpfel sind im Mai und Juni so frisch und besitzen ihr Aroma so vollständig, als wären sie eben erst geerntet, sogar die Enden der Stiele sehen aus, als ob sie nur kürzlich gepflückt worden wären.



„Ach damals waren meine glücklichen Zeiten,“ sagt oft der Mensch, wenn er sie auf einmal überblickt. Aber die einzelnen Tage, vollends Stunden, die er durchlebte, und in welche jene zerfallen, weiß er nicht als die glücklichsten auszuzeichnen. So gleicht ein Lebensalter, oder ein großes Stück Leben einem Almanach mit vergoldetem Schilde; die ganze Oberfläche prangt golden, aber am aufgeschlagenen Blattrande glänzt wenig.

Nicht das große, weite Meer, sondern das Bißchen Wasser im Innern des Schiffes bereitet demselben den Untergang! Nicht das über die Welt sich ausbreitende Vaster, sondern was davon in den Raum Deines Herzens eindringt, führt Dich in den Abgrund des Verderbens.

Es ist etwas Köstliches um den Frieden von oben, diesen Himmelsbau dürstender Seelen! — Wie die Blume, von Sonnengluth geseigt, bleicht und schwankt, und vergebens von den heißen Lüften Labung begehrt, bis der süße Thau von der Höhe sinkt, der ihre Kelche erfrischt, verjüngt und verküßt, so das Gemüth in den öden Steppen des Lebens. Schwüle und Durst sind die Vorboden der seltsamen Erquickung. Schwach und unbefriedigt von Aussen, langt es empor, und siehet! Der Geist des Friedens wehet herab und erfüllt es mit Labung des Himmels! O, es ist etwas Köstliches um den Frieden von oben, diesen Himmelsbau dürstender Seelen!

Weibliche Unschuld und Keuschheit im höchsten Sinne ist das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier ist die Stufe, über welche das Göttliche zum Menschlichen herabsteigt.

Ein Augenblick, wo das Herz genießt, wiegt Stunden auf, wo der Körper idelt.

Wie Wenige besitzen dich, o Gold!
Sie sehn als Sklaven nur in deinem Gold.

Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen, und eigentliche Herolde, ru-

fende Boten eines bessern Daseins sind. Unter diese Boten gehören vorzüglich Reue und Liebe. Das höchste Glück ist, seine Geliebten gut und tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Gutesinn. Aufmerksamkeit auf Gott, und Aufmerksamkeit auf jene Momente, wo der Strahl einer himmlischen Ueberzeugung und Beruhigung in unsere Seelen einbricht, ist das Wohlthätigste, was man für sich und seine Lieben haben kann.

Verzage nicht, wenn Du einmal fehlst, und Deine ganze Reue sei eine schönere That.

So ist der Mensch; die Gegenwart beherrscht ihn,
Und schon das bloße Wechseln hat für ihn
Was Reizendes. Die klein're Qual, die für
Den Augenblick ihn quält, vertaucht er gern,
Um sie nur los zu werden, mit der größern;
Der Zahnweh hat, wünscht, daß es Kopfschmerz wär,
Und wär' es Kopfschmerz, würd' er Zahnweh wünschen.

Wie vielen Mädchen hat große Schönheit zu nichts gedient, als sie mit der Hoffnung eines großen Glücks zu täuschen.



Charade.

Drei Sylben.

Eins zwei, den Namen rief mit Schmerzen
Der Jüngling, der aus Liebesgram,
Ein unerreichbar Bild im Herzen,
Verzweifelt sich das Leben nahm.

Nun hänge einen halben Riesen
Dem wohlbekannten Namen a :
Dann wird ein Mittel dir gewiesen,
Wie man zu Reichthum kommen kann.

Dreißigbige Charade.

Die Erste ist wie nichts auf Erden
Gemeinut aller Menschen hier,
Der Fürstenohn, der Bettler werden
Gefest mit gleichem Kuß von ihr.

Mit Kunst und Luxus reich geschmückt
Die Zweiten prangen stolz und hoch,
Obgleich man vielfach sie erblicket
In jedem niederen Hause doch.

Das Ganze hebt auf schwanken Säulen
Sich hoch empor zum Himmelsraum,
Doch ach, es kennet kein Verwilen,
Zerstiebt noch schneller wie ein Traum.

Und doch umsäumt vom Hoffnungsschimmer,
Im Purpurglanz der Phantasie,
Geschmückt mit eitler Wünsche Klammer
Entzückt's die Herzen spät und früh.

Und sie ermatten nicht zu schaffen
Des Ganzen trügerisches Glück,
Will ein Moment auch hin es raffen
Neu schaut's der nächste Augenblick! —
Antonie v. Rohwedell.

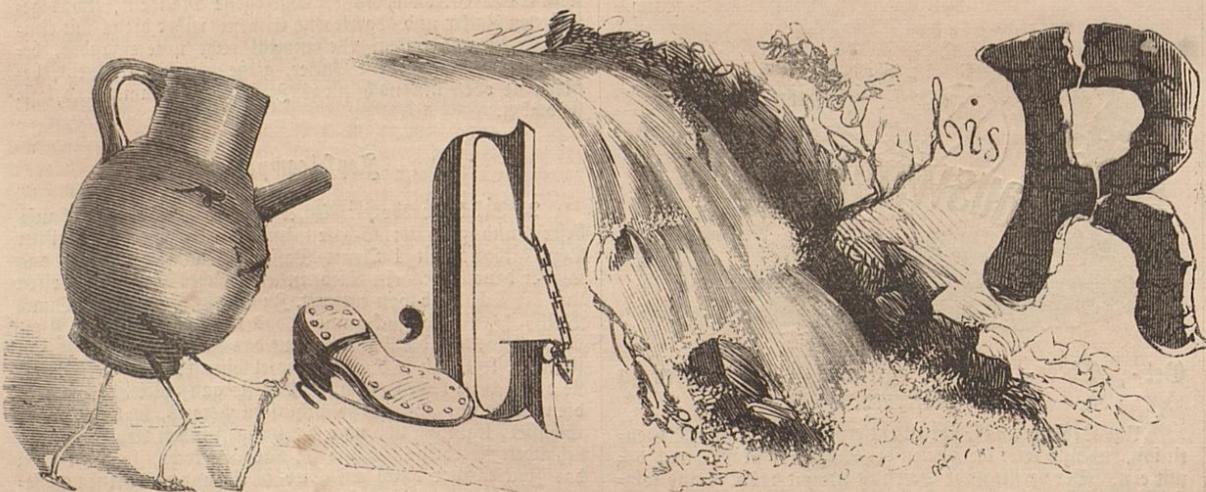
Auflösung des Rebus in Nr. 39.

In den Hütten der Armuth wohnt das Mitleid; Reichthum ist oft aller Vaster Anfang.

Auflösung der Homonyme in Nr. 39.

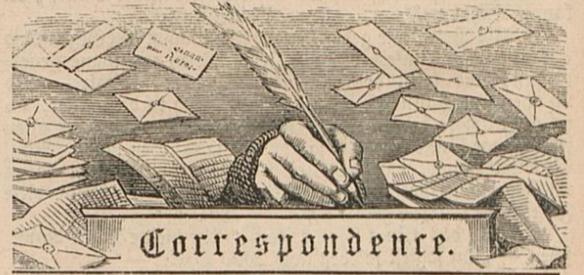
S. f.

Rebus.



Räthsel-Aufgabe.

in	Sie-	mers	ter	ma-	Zau-	des	te
Co-	al-	tisch	gel,	Mar-	Wer-	ro-	schon
dir	Ge-	dens	Stär-	ber-	in	Und	lieb-
ge	des	Gab	al-	Lieb-	dich	Nem	A-
sich	sei-	sich	te	te	ter	sich	ein
nach	Zeu-	ner	Stur,	ge	Na-	gel,	Macht,
ner	und	Wist	in	ste	ser	Zeu-	die
ein	dei-	Kün-	Wäf-	tur.	Schön	Pracht.	Spie-



Nr. 3. in B. Garrire Seidenkleider sind modern, und wenn Sie ein solches mit doppeltem Rock anfertigen lassen, können Sie sehr wohl aller weiteren Garnitur entbehren, mit Ausnahme einiger Knöpfe an den Aufschlägen der Brustärmel, welche zu hohen Schooschößen stets noch sehr beliebt sind.

Nr. 4. in B. Nicht nur zu Hutgarituren war maisgelbes Band vorzugsweise modern, sondern es ist auch noch jetzt zu Hüben sehr beliebt, sowohl zu Gesellschafts- als zu Haushäubchen; an letzteren namentlich in Touffren arrangirt, macht maisgelbes Band einen herrlichen Effect, den schönsten in der Zusammenstellung mit schwarzer und weißer Wunde.

Nr. 5. in D. Es ist am besten, wenn Sie sich zu dem Spiel mit Spazintöpfen, welches Nr. 39 im Artikel: Spazintöpfen-Fliege genauer beschrieben ist, eines Einmachglases, natürlich eines weissen, bedienen. — Auch ist es sehr möglich, sogar wahrscheinlich, daß der Spazintopf ohne den umfassenen Weidenreifen in angemessener Höhe in dem Glase stehen bleibt; denn man kann Loth und Glas leicht so wählen, daß dies der Fall, besonders da die Spazintöpfen nach oben zu stets etwas weiter sind.

Wenn sich also beim Einhängen des Topfes in das Glas zufällig schmale Dornen zum Eindringen der Luft gestalten, so können Sie den Weidenreifen ganz weglassen, sollte dies jedoch nicht der Fall sein, so ist es besser, Sie legen einen solchen Reifen um den Topf, der demselben zugleich genügenden Halt auf dem Glase giebt, ohne die Luft völlig von der unteren Wunde abzuschließen.

Nr. 6. in B. Das Kristallstücken keiner Drahtgestelle mit Auum ist keine so leichte Arbeit als Sie glauben, obgleich das Verfahren dabei sehr einfach; die Anweisung dafür folgt indes und Sie können auf diese Weise nicht allein Körbchen von beliebiger Form, sondern auch andere Nützlichkeiten, die sich aus Draht formen lassen, anführen, z. B. Ampeln, kleine Behälter für die Zündhölzer zum Anhängen an die Wand, u. dgl. Das Gestell zu einem dieser Gegenstände, wir nehmen an, ein Streichholz-Gestell, muß von etwas starkem Draht sein und eine Art leichtes Gitterwerk, Garreau oder Dvale bilden, kann aber auch ganz unregelmäßig durchbrochen erscheinen; doch dürfen die leeren Zwischenräume nicht zu eng (in der ungefähren Größe eines Biergroßentüchtes) sein. Man bewickelt das Gestell gänzlich mit weißer offener Baumwolle, so daß die Drahtstäbe eine gewisse Dichte erhalten; focht dann in einem thünernen Gefäß 1/2 Pfd. Auum mit 3/4 Quart Wasser; dies ist hier die richtige Quantität, bei größeren Gegenständen muß diese Quantität verhältnißmäßig vergrößert werden. Hat die Masse so lange gekocht, daß der Auum gänzlich aufgelöst ist, so hängt man das Drahtgestell mittelst daran befestigter Fäden und einer beliebigen dafür geeigneten Vorrichtung so in die aufgelöste Flüssigkeit, daß das Gestell das Gefäß nicht berührt; geschähe dies, so würde an dieser Stelle der Auum sich nicht auflösen, oder das Gestell würde so fest an dem Gefäß hängen, daß man es nicht ohne es zu beschädigen herausnehmen könnte. Während des Erkaltes fest sich der Auum trockenartig an die bewickelten Drahtstäbe und nach 24 Stunden (so lange muß die Vorrichtung unberührt bleiben) hebt man anstatt eines leeren Gefäßes, ein reizendes, weiß kristallirtes Streichholz-Gestell aus dem Gefäß. Wir müssen indes hinzusetzen: wenn das Gestell gut ist, dem zuweilen darf es nicht verdrängen, wenn man dasselbe Experiment des Kochens noch einmal und vielleicht das 3. Mal vornehmen muß, weil sich oft der Auum nicht vollständig auflöst, trotz aller Sorgfalt und Vorsicht. Doch es ist nicht immer der Fall. Will man dem Kristall einen rosa Schimmer geben, so bewickelt man das Gestell mit lebhaft rosa Baumwolle. Blauen Kristall kann man erlangen, wenn man sich anstatt des Aums Kupfer-Sulfat's bedient und damit auf dieselbe Weise verfährt.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.

Reclamationen wegen nicht empfangener Nummern oder nicht ausgeführter Bestellungen, so wie Beschwerden wegen unregelmäßigen Empfangens sind nicht an uns, sondern dahin zu richten, wo auf die Zeitung abonniert wurde.

Die Administration des Bazar.